

Jens Wietschorke **ARBEITER-  
FREUNDE** Soziale Mission im  
dunklen Berlin  
1911–1933



Arbeiterfreunde

Campus Historische Studien  
Band 67

Herausgegeben von Rebekka Habermas, Heinz-Gerhard Haupt,  
Stefan Rebenich, Frank Rexroth und Michael Wildt

Wissenschaftlicher Beirat  
Ludolf Kuchenbuch, Jochen Martin, Heide Wunder

*Jens Wietschorke*, Dr. phil., ist Assistent am Institut für Europäische Ethnologie  
der Universität Wien.

© Campus Verlag GmbH

Jens Wietschorke

---

# Arbeiterfreunde

Soziale Mission im dunklen Berlin 1911–1933

Campus Verlag  
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Gedruckt mit Hilfe der Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung  
für Geisteswissenschaften in Ingelheim am Rhein

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-39744-3

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2013 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main.

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Umschlagmotiv: © Verlag Pharos-Plan; Ausschnitt aus dem Pharos-Plan Berlin 1902

Druck und Bindung: Beltz Druckpartner, Hemsbach

Printed in Germany

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.

[www.campus.de](http://www.campus.de)

© Campus Verlag GmbH

# Inhalt

Einleitung.....	9
Bildungsbürger als »Arbeiterfreunde«: Thema und Fragestellungen .....	9
Quellenmaterial, Forschungsstand und Konzeption der Untersuchung ....	15
Methoden und Problemstellungen .....	21
Zwischen Mikrogeschichte und historischer Ethnographie .....	21
Kulturanalyse der Klassenbeziehungen und des Bildungsbürgertums.....	27
Intellektuellengeschichte als Thema der Europäischen Ethnologie? .....	33
1. Der Schauplatz Berlin-Ost.....	36
Was nicht im Baedeker steht .....	36
Stadtlandschaft und soziale Topographie.....	40
Das »dunkle Berlin«: Symbolische Topographien.....	47
2. Die Settlementbewegung in Berlin 1911–1914.....	53
Die Rezeption der Settlementbewegung in Deutschland .....	53
Friedrich Siegmund-Schultze und sein soziales Experiment .....	62
Das Convikt: Erste Jahre in der Friedenstraße.....	68
Die »Frauenkolonie« in der Fruchtstraße .....	77
Assoziationsformen: Der Kreis der »Mitarbeiter und Freunde« .....	83
Netzwerke und Ressourcen .....	88
Nahaufnahme I: Wenzel Holek als Symbolfigur der SAG .....	96

3. Two Nations: Zur Gesellschaftsdiagnose der SAG .....	106
Die Metapher der <i>two nations</i> .....	106
»Das kirchliche Kleid abstreifen«.....	110
Berliner Arbeiter und die Grenze der Respektabilität.....	114
Von der Klassengesellschaft zur »Sozialen Arbeitsgemeinschaft«.....	120
Stadt- und Landdiskurse in der SAG .....	123
4. Soziale Mission und das Prinzip der Substitution.....	128
Terra Incognita und Altruismus als Abenteuer.....	128
Bürgerliche Kultur und soziale Mission .....	135
Erich Kocke und das Rettungsparadigma.....	139
Kaffeehalle und Festkultur: Substitution als Methode.....	145
Mission, Gewissen und Persönlichkeit: Religiöse Kulturmuster.....	152
5. Auf der Suche nach dem »wirklichen Leben« .....	159
Die SAG als Erfahrungsproduktionsmodell.....	159
Eine Generation des Unbedingten.....	166
»The Imagination of Powerlessness« .....	173
Der Arbeiter als »einfacher, bedeutender Mensch«.....	179
»Mit zum Volk gehören!« Eine Studentin in der Schraubenfabrik.....	184
Volksnähe als symbolische Ressource .....	193
Nahaufnahme II:	
Johanna Fränkel und die »Soziale Arbeitsgemeinschaft Berlin-West« .....	200
6. Angewandte Sozialforschung im »dunklen Berlin« .....	209
Die Verhältnisse kennenlernen .....	209
Ethnographie der Arbeiterfreizeit: Die »Vergnügungskommission«.....	217
Ordnungen des Vergnügens: Das Beispiel Kino .....	224
Der Missionar als Feldforscher: Richard Lau.....	228
Teilnehmende Beobachtung in der Fabrik.....	235
Betriebsforschung und angewandte Sozialwissenschaften.....	244

---

7. Der Führungsanspruch der Akademiker 1914–1922.....	254
»Sozial-Soldaten«? Die SAG im Ersten Weltkrieg.....	254
»Ver Sacrum«: Friedrich Bredt und Oskar von Unruh .....	263
Kriegsende 1918: Masse und Führung .....	271
Landadel in der SAG: Die Trieglaffer Konferenzen .....	278
»Die Sprache der Höfe verstehen lernen«.....	286
Integrative Führung als Programm .....	296
8. Die Klubarbeit der SAG im Kontext der Jugendpflege .....	303
Jugenddiskurs und Jugendpflege nach 1900 .....	303
»Geheime Miterzieher«: Die Straße als Gegenspieler.....	313
Der Klub als zivilisierte Bande.....	322
Gutsherrschaft als soziales Modell: Die Ferienfahrten .....	329
Jugend als Problem und Jugend als Bewegung .....	333
9. Der lange Abschied von der Mission 1922–1933 .....	340
Neue Klassenbezüge: Vom Sozialstudenten zum Werkstudenten .....	340
Volksbildung als neue Leitidee.....	350
Sozialismus und Christentum: Politische Neuorientierungen.....	355
Lauenstein: Identitätssuche und sozialpolitisches Engagement .....	359
Epilog: Die letzten sieben Jahre der Sozialen Arbeitsgemeinschaft .....	368
Nahaufnahme III:	
Mennicke, Thadden und die Arbeiter: Ein Brief aus dem Jahr 1927 .....	377
10. Soziale Mission im »dunklen Berlin«: Eine Bilanz.....	385
Die Logik der Metaphern: Die SAG zwischen 1911 und 1933.....	385
Bildungsbürger und Arbeitermilieu: Eine Beziehungsgeschichte .....	388
Von der Bildungselite zur »integrativen Elite« .....	391
Emotionen und Interessen .....	395
Quellen und Literatur.....	401
Dank .....	450



# Einleitung

Bildungsbürger als »Arbeiterfreunde«: Thema und Fragestellungen

Diese Studie nimmt eine Gruppe aus Studenten, Theologen und Pädagogen in den Blick, die sich im Herbst 1911 daran machten, eine zugleich sichtbare und unsichtbare Demarkationslinie inmitten der eigenen Stadt zu überschreiten. Sie zogen auf die andere Seite der deutschen Hauptstadt, in das »dunkle Berlin« um den Schlesischen Bahnhof, in die Straßen und Hinterhöfe zwischen Großer Frankfurter Straße und Spree, zwischen den Gleisanlagen der Ostbahn und der Markthalle in der Andreasstraße, um zu helfen und zu erziehen, um einen Lichtschein von »wahrem Christentum« und einer besseren Welt in den Berliner Osten zu tragen – vor allem aber: um eine Realität kennenzulernen, die ihnen bis dahin vollkommen unbekannt geblieben war. Sie versuchten ein Alltagsleben zu verstehen, das sie bislang nur aus Elendsreportagen, Boulevardblättern und der Kriminalstatistik kannten. Sie versuchten Zugang zu einer Jugend zu finden, über die sie durch die Schriften von Ernst Floessel und Clemens Schultz, den *Arbeiterfreund* und die *Innere Mission im Evangelischen Deutschland* informiert waren und von der sie bislang nur wussten, dass sie als »gefährdet und verwaorlost« galt – einer Jugend aus »Halbstarken«, »Straßenjungen« und »Herumtreibern«, die nach dem Urteil der einschlägigen Literatur entweder zu Delinquenten oder zu Kommunisten werden mussten. Und trotzdem suchten sie im Berliner Osten auch den »einfachen, bedeutenden Menschen«, der sie aus den Beschränkungen ihrer eigenen bürgerlichen Herkunft und eines vorgezeichneten Akademikerlebens befreien würde. Damit waren sie »Wanderer zwischen den Welten«, die zugleich Vermittler zwischen den Welten sein wollten: zwischen Tiergartenviertel und Schlesischem Bahnhof, zwischen »Gebildeten« und Arbeitern, zwischen bürgerlicher Kultur und proletarischem Alltag.

Diese Studie berichtet aber auch von einem weiten Kreis aus Politikern und Juristen, Professoren und Assessoren, Geheimräten und Geheimrats-

witwen, Landräten und Gutsbesitzern, Superintendenten und Verwaltungsbeamten, Publizisten und Kulturreformern, Musikern und Kunsterziehern, die die Arbeit der »Siedler« finanziell wie ideell unterstützt haben. Viele von ihnen haben die berüchtigte Gegend um den Schlesischen Bahnhof nie selbst betreten, und doch sind sie Teil dieser außergewöhnlichen sozialen Initiative gewesen. Zumindest verbindet sie eines mit den *social explorers* des Berliner Ostens: Sie alle waren davon überzeugt, dass die inneren Brüche der wilhelminischen Gesellschaft nur durch eine neue, umfassende soziale Bewegung und neue Formen der Verständigung zwischen den alten Bildungseliten und der städtischen Arbeiterbevölkerung zu überwinden seien. Sie gehörten – mit wenigen Ausnahmen – derselben soziokulturellen Formation an: dem protestantisch geprägten deutschen Bildungsbürgertum der Übergangszeit zwischen spätem Kaiserreich und Weimarer Republik, das in diesem Zeitraum gravierende Abstiegs Erfahrungen und Legitimationskrisen zu bewältigen hatte. Die Expedition in den Berliner Osten hat ganz wesentlich mit diesen Erfahrungen zu tun. Denn in den Arbeiterquartieren des »dunklen Berlin« suchten die »Siedler« nicht nur »the other half«,<sup>1</sup> sondern sie suchten vor allem sich selbst und ihre legitime Position in einer sich rapide modernisierenden, aber auch krisenanfälligen Gesellschaft.

Das deutsche Bildungsbürgertum des ersten Jahrhundertdrittels ist aus sozial- und kulturgeschichtlicher Perspektive mittlerweile relativ gut untersucht. Über die Bestandsaufnahmen des »Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte« und des Bielefelder Sonderforschungsbereichs zur Geschichte des Bürgertums<sup>2</sup> hinaus sind zahlreiche Studien erschienen, die sich in Überblicksdarstellungen oder anhand konkreter Gruppierungen, Vereine oder Institutionen mit der sozialen Lage und dem Selbstverständnis dieser – so Hans-Ulrich Wehler – »einzigartigen Sozialformation unter den

---

1 Nach dem Titel von Riis, *How the Other Half Lives*.

2 Vgl. zunächst die vier auf das 19. Jahrhundert bezogenen Sammelbände des »Arbeitskreises« Conze/Kocka, *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert*; Koselleck, *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert*; Lepsius, *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert*; Kocka, *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert*. Vgl. des Weiteren die umfassende begriffsgeschichtliche Studie Engelhardt, *Bildungsbürgertum*. Aus dem Bielefelder Kontext sind zu nennen: Tenfelde/Wehler, *Wege zur Geschichte des Bürgertums*; Mergel, *Zwischen Klasse und Konfession*; Kocka, *Bürgertum im 19. Jahrhundert*; Huerkamp, *Bildungsbürgerinnen*; Lundgreen, »Bildung und Bürgertum«; Hettling, »Bürgerliche Kultur«. Vgl. aber auch die älteren Arbeiten Kratzsch, *Kunstwart und Dürerbund*; Vondung, *Das wilhelminische Bildungsbürgertum*, und Ringer, *Die Gelehrten*. Kaum brauchbar ist dagegen Glaser, *Bildungsbürgertum und Nationalismus*.

westlichen Modernisierungseliten«<sup>3</sup> auseinandersetzen.<sup>4</sup> Im Fokus vieler Arbeiten steht zwar das bildungsbürgerliche Engagement in Sozialreform und Kunstförderung,<sup>5</sup> unterbelichtet geblieben ist dabei allerdings die konkrete Bedeutung des sozialen Engagements für seine Akteure. Das ist doppelt bedauerlich: Zum einen, weil die Diskussion dadurch weitgehend auf programmatische Entwürfe und ideengeschichtliche Linien beschränkt bleibt, zum anderen, weil das für das Verständnis der »klassischen Moderne«<sup>6</sup> so wichtige Verhältnis zwischen gebildetem Bürgertum und unterbürgerlichen Schichten nirgendwo so transparent wird wie in der Praxis sozialen Engagements.<sup>7</sup> Die vorliegende Untersuchung möchte dazu beitragen, diese Forschungslücke zu verkleinern. Am Beispiel der »Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost« (SAG) wird eine Innenansicht eines sozial- und kulturreformersisch engagierten Vereins zwischen 1911 und 1933 geliefert, die bisherige Forschungsergebnisse zum bildungsbürgerlichen Selbstverständnis in der klassischen Moderne um neue Facetten und eine aufschlussreiche Mikroperspektive ergänzt. Davon ausgehend wird die Konstitution neuer Selbstentwürfe und kultureller Strategien des Bildungsbürgertums beleuchtet, wief sie anhand der SAG manifest werden. In den Blick kommt eine symbolische Ökonomie, die auf neue Allianzen und Kooperationsformen zwischen »Gebildeten« und »Volk« im Sinne »integrativer Führung« setzt und die letztlich als eine Antwort auf die tiefgreifende Statuskrise der klassischen deutschen Bildungseliten zu verstehen ist. Zugleich wird eine kulturanalytisch ausgerichtete Beziehungsgeschichte zwi-

3 Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 4, S. 294.

4 Vgl. z.B. Mommsen, *Bürgerliche Kultur und künstlerische Avantgarde*; Graetz/Mattioli, *Krisenwahrnehmungen*; Fattmann, *Bildungsbürger in der Defensive*; Fuchs, »Vom Segen des Krieges«; Schmidt, *Begrenzte Spielräume*; Jensen, *Gebildete Doppelpgänger*; Dowe, *Auch Bildungsbürger*; Levsen, *Elite, Männlichkeit und Krieg*.

5 Vgl. als einige wenige Beispiele: Reulecke, *Sozialer Frieden durch soziale Reform*, vom Bruch (Hg.), *Weder Kommunismus noch Kapitalismus*; Kaiser/Loth (Hg.), *Soziale Reform im Kaiserreich*; Kocka/Frey (Hg.), *Bürgerkultur und Mäzenatentum*; Gaechtgens, *Der Bürger als Mäzen*; Gaechtgens/Schieder (Hg.), *Mäzenatisches Handeln*; Frey, *Macht und Moral des Schenkens*; Nitsch, *Private Wohltätigkeitsvereine*; Repp, *Reformers, Critics, and the Paths of German Modernity*; Lees, *Cities, Sin, and Social Reform*; vom Bruch, *Bürgerlichkeit, Staat und Kultur*; Hitzer, *Im Netz der Liebe*; Pielhoff, »Stifter und Anstifter«.

6 Zu Begriff und Periodisierung der »klassischen Moderne«: Peukert, *Die Weimarer Republik*, 90; Nitschke/Peukert/vom Bruch, »Einleitung«, S. 9–10; Nolte, »1900«.

7 Zum Begriff der »unterbürgerlichen Schichten« vgl. Kaschuba, *Lebenswelt und Kultur*, S. 59–61.

schen Bildungsbürgern und Arbeitern erzählt, wie sie in vergleichbarer Konkretion und empirischer Dichte bislang noch nicht vorliegt.<sup>8</sup>

Die im Oktober 1911 von Pastor Friedrich Siegmund-Schultze und einigen Studenten unweit des Schlesischen Bahnhofs in Berlin gegründete »Soziale Arbeitsgemeinschaft« verstand sich als eine »Niederlassung Gebildeter in einer armen Nachbarschaft«<sup>9</sup> oder – anders formuliert – als eine »Vereinigung von sozial interessierten Persönlichkeiten, die sich im Berliner Osten niedergelassen haben, um deren Lebensverhältnisse zu teilen und kennen und verstehen zu lernen.«<sup>10</sup> Nach dem Vorbild der internationalen Settlementbewegung, vor allem des englischen Settlement Toynbee Hall, war es das erklärte Ziel der SAG, »durch eine möglichst enge Berührung mit der Arbeiterbevölkerung des ärmsten Stadtteils von Berlin den Klassenhass zu mildern, allerlei Nöten abzuhelpfen und die zu Erreichenden, insbesondere die Jugend, in äusserer und innerer Beziehung zu heben.«<sup>11</sup> Gerade diese immer wiederkehrende Formel von der »inneren Hebung« steht paradigmatisch für das Anliegen der SAG, die sich nicht als Wohlfahrtsorganisation sah, sondern mit ihrer Arbeit einen gesamtgesellschaftlichen Erziehungsanspruch verband. Aus dem »sozialen Experiment« im Berliner Osten wurde binnen weniger Jahre eine anerkannte Initiative sozialer Arbeit und eine Schnittstelle sozialreformerischer Strömungen. Im Rahmen der SAG bestanden zeitweise über 30 Kinder- und Jugendklubs, der Verein verfügte über mehrere Gebäude in Berlin-Ost und Wilhelmshagen und unterhielt ein Volkshochschulheim. Durch ihre »akademisch-soziale Arbeit« stand die SAG in lockerer Verbindung mit der Berliner Universität. Sozialforschung in Form statistischer Arbeiten und teilnehmender Beobachtung gehörte zu den Hauptaufgaben der Mitarbeiter. Darüber hinaus erwarb sich das Berliner Settlement einen guten Ruf als informelle Ausbildungsstätte für soziale Berufe. Von Adolf von Harnack und Gertrud Bäumer bis hin zu Friedrich Wilhelm Foerster und Alice Salomon gehörten zahlreiche prominente Wissenschaftler und Reformer zum »Freundeskreis« der SAG; ein weitgespanntes Netzwerk von privaten Unterstützern sorgte für die finanzielle Absicherung der sozialen Arbeit. Doch 1933 en-

8 Ansätze und Überlegungen zu einer solchen Beziehungsgeschichte bieten die Beiträge in: Kocka (Hg.), *Arbeiter und Bürger*, sowie die Studie von Schmidt, *Begrenzte Spielräume*.

9 Picht, *Toynbee Hall*, S. 1.

10 SAG an das Landesfinanzamt Berlin, 10. August 1920, in: Evangelisches Zentralarchiv in Berlin (im Folgenden: EZA) 51/S II f 1.

11 Friedrich Siegmund-Schultze, undatiertes Manuskript, in: EZA 51/S II a 1.

dete die Geschichte der SAG als unabhängige soziale Einrichtung: Durch die Implementierung der nationalsozialistischen Jugendpolitik wurde ihr die Möglichkeit genommen, mit Kindern und Jugendlichen zu arbeiten, auch die weiteren Kursangebote wurden gestrichen. Friedrich Siegmund-Schultze wurde verhaftet und nach seiner Freilassung ins Schweizer Exil gedrängt. 1940 wurde die SAG endgültig aufgelöst.

Diese Untersuchung möchte die Chancen nutzen, welche die kulturelle Konstellation der »Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost« bietet. Anhand bildungsbürgerlicher Praktiken in der Auseinandersetzung mit sozialen Notlagen und klassenkulturellen Traditionen, mit proletarischen Arbeits- und Lebenswelten und urbaner Massenkultur, mit Jugendkulturen, Bildungs- und Freizeitmustern wird versucht, die kulturelle Logik der sozialen Mission im Berliner Osten zu entschlüsseln. Wenn Friedrich Siegmund-Schultze an einer Stelle formuliert: »Wir kommen alle aus verschiedenen Welten, um ein gemeinsames Land zu finden«,<sup>12</sup> dann benennt er kulturelle Differenz im ethnologischen Sinne als das zentrale Thema dieser Auseinandersetzung. Er verweist aber auch darauf, dass die Position von Entdeckungsreisenden zwischen eigener und fremder Kultur immer auch prekär ist. Die Angehörigen »verschiedener Welten« treffen sich in einem Zwischenraum, den Justin Stagl in Anlehnung an Robert E. Park als Marginalität beschrieben hat: »Marginalität ist eine Erscheinung des Kulturkontaktes. [...] Der entwurzelte und marginale Mensch ist [...] darauf verwiesen, über kulturelle Unterschiede und kulturellen Wandel nachzudenken.«<sup>13</sup> Dem Quellenmaterial aus dem Umkreis der SAG kommt genau diese Qualität zu. Es erzählt vielstimmig, leidenschaftlich und erfahrungsgesättigt von der Begegnung zweier Kulturen – mehr noch: Der kulturelle Unterschied ist sein eigentlicher Entstehungsgrund. Für eine in Differenzen und Relationen denkende historische Kulturanalyse eröffnen sich hier Möglichkeiten, wie sie aussichtsreicher kaum sein könnten. So lässt sich das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit in drei Punkten zusammenfassen:

1. Zum einen sollen die Handlungsmuster und Wertorientierungen der in der SAG engagierten Bildungsbürger beleuchtet werden. In welchen Selbst- und Fremdbildern und in welchen Praktiken werden sie sichtbar? Welche klassenspezifischen kulturellen Codes trafen im sozialen Labor von Berlin-Ost aufeinander und wo verliefen hier die Bruch- und Konfliktlini-

---

12 Friedrich Siegmund-Schultze laut Verhandlungsbericht, in: NSAG 12 (Januar 1919), S. 13.

13 Stagl, *Kulturanthropologie und Gesellschaft*, S. 67.

en? In diesem ersten Schritt ist es das Ziel der Arbeit, den kulturellen Deutungshorizont der bildungsbürgerlichen Akteure gerade im ständigen expliziten wie impliziten Bezug auf »Arbeiteralltag« und »Arbeiterkultur« deutlich zu machen.

2. Im Anschluss daran geht es um eine Rekonstruktion der Bedeutung sozialen Engagements für die Akteure selbst. Was zog die Mitarbeiter der SAG in den »dunklen Osten« Berlins? Was wollten sie dort lernen und welche Rolle spielte die Erfahrung des »wirklichen Lebens« im Arbeiterviertel für ihr Selbstverständnis? Und weshalb setzten sich bürgerliche und sogar adelige Unterstützer und Spendengeber für das Settlement ein? Der eingehende Blick auf Motivationen und Interessen soll dazu beitragen, Einsicht in die symbolische Ökonomie bildungsbürgerlichen Handelns zu gewinnen.

3. Schließlich wird danach gefragt, inwiefern in Teilen des reformorientierten gebildeten Bürgertums zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik ein neues, integratives Konzept gesellschaftlicher Führung entwickelt wurde: Wie bewältigten die Akteure der SAG den Übergang von der relativen Stabilität des späten Kaiserreichs zur Instabilität des Ersten Weltkriegs und der 1920er Jahre sowie den damit verbundenen sozialen Abstieg der Mittelschichten? Wie interpretierten sie ihre eigene Führungsrolle als Akademiker? Und inwiefern wurde gerade die emphatische Hinwendung zu den unteren Schichten zu einem zentralen Element ihres Selbstverständnisses?

Das Beispiel der »Sozialen Arbeitsgemeinschaft« weist also in mehrfacher Hinsicht weit über sich hinaus: Es hat Indiziencharakter für zentrale sozialgeschichtliche Transformationsprozesse des Zeitraums von 1911 bis 1933. Dabei kommt nicht nur die allgemeine Geschichte des Bildungsbürgertums und der Klassenbeziehungen in diesem Zeitraum in den Blick, sondern auch der generationelle Übergang innerhalb der wilhelminischen Bildungseliten. Denn die um 1890 geborenen ersten Mitarbeiter der SAG verstanden sich als eine neue Generation, die sich von der etablierten bürgerlichen Kultur der wilhelminischen Epoche distanzierte.<sup>14</sup> Ihre Sozialisation war wesentlich von der Jugendbewegung und den um 1900 entstehenden Reformbewegungen geprägt und spiegelt typische Kulturmuster der »Gebildetenrevolte« des späten Kaiserreichs.<sup>15</sup> Ein weiterer generationeller Übergang fand in der SAG statt, als dann auch studentische Mitar-

---

14 Zum Kontext vgl. den kompakten Überblick vom Bruch, »Wilhelminismus«.

15 Zu diesem Begriff vgl. Linse, »Die Jugendkulturbewegung«, insbes. S. 119–123.

beiter nach Berlin-Ost kamen, die den Krieg noch nicht an der Front erlebt hatten und die – als Angehörige einer »überflüssigen Generation«<sup>16</sup> – den sozialen Verwerfungen und der schwierigen Arbeitsmarktsituation der Nachkriegszeit ausgesetzt waren. Des Weiteren vollzogen sich im Untersuchungszeitraum auch wichtige Übergänge in der Geschichte der sozialen Arbeit: von den Handlungsmustern kirchlicher und kommunaler Wohlfahrtspflege hin zur modernen Sozialpädagogik und zur Professionalisierung der sozialen Arbeit. Die Geschichte der »Arbeiterfreunde« ist somit auch als ein Stück Gesellschaftsgeschichte im Kleinen zu lesen, als ein Ausschnitt gesellschaftlicher Wirklichkeit, an dem sich auch der Wandel der strukturellen Rahmenbedingungen nachvollziehen lässt.

### Quellenmaterial, Forschungsstand und Konzeption der Untersuchung

Diese Arbeit stützt sich in erster Linie auf die Bestände EZA 51/S und EZA 626 des Evangelischen Zentralarchivs in Berlin. Unter der Signatur 51/S sind dort in rund 230 Aktenbänden die Unterlagen der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost aufbewahrt, dazu kommt unter der Signatur 626 der Nachlass Friedrich Sigmund-Schultzes, der weiteres umfangreiches Material aus der Arbeit der SAG enthält.<sup>17</sup> Beide Bestände sind noch nicht ausreichend archivalisch erschlossen, so dass die Recherche selbst über weite Strecken den Charakter einer Entdeckungsreise hat: Die einzelnen Bände sind nur grob verschlagwortet, die einzelnen Blätter nicht paginiert. Viele Aktenbände enthalten regelrechte Sammelsurien, ausgekippte Zettelkästen. Andere Bände enthalten zumindest chronologisch, in seltenen Fällen auch alphabetisch geordnete Korrespondenz mit Mitarbeitern und Freunden der SAG. Generell bilden diese Briefwechsel einen Hauptteil des Archivmaterials. Sie lassen sich in vielen Fällen lückenlos nachvollziehen, da in den Büros der SAG mit Durchschlagpapier gearbeitet wurde und somit auch die versandten Briefe in den Akten enthalten sind. Ein beeindruckend großer Teil der Korrespondenz wurde von Friedrich Sigmund-Schultze selbst geführt – er war für Anfragen von auswärts der zentrale Ansprechpartner und erledigte wichtige Angelegenheiten meist per-

---

<sup>16</sup> Peukert, *Die Weimarer Republik*, S. 26.

<sup>17</sup> Zur komplizierten Geschichte dieser Archivbestände vgl. Sigmund-Schultze, »Zur Einführung«.

sönlich. Daneben erledigten vor allem Erich Gramm, Hellmut Hotop, Alix Westerkamp und Renate Lepsius die Korrespondenz für die SAG.<sup>18</sup>

Neben den Briefwechseln Siegmund-Schultzes und seiner Mitarbeiter finden sich in den Akten zahllose andere Archivalien: Berichte von Ferienfahrten und Arbeiterkursen, die für eine Veröffentlichung in den Zeitschriften der SAG vorbereitet werden sollten. Behördliche Schreiben, Finanzierungsanträge und Empfehlungsschreiben an Jugendämter und Sozialfürsorgeeinrichtungen. Dazwischen zahllose Blätter mit Bleistiftnotizen Siegmund-Schultzes, Vortragsskizzen, Postkarten und Fotos, Ergebnisberichte aus den Forschungskommissionen der SAG, Kohlerechnungen, handschriftliche Mitarbeiterlisten, Teilnehmerlisten der Klubs und anderer Veranstaltungen, Manuskripte von Zeitschriftenbeiträgen, Kostenkalkulationen, gereimte Geburtstagsgrüße und andere Gelegenheitsgedichte, Konzepte und gedruckte Programmzettel für Sommerfeste oder Weihnachtsfeiern, Korrekturfahnen, Zeitungsausschnittsammlungen, Bücherlisten für die SAG-Bibliothek, Straßenskizzen und Grundrisse, Adressregister Berliner Fürsorgeeinrichtungen und Aufsatzhefte von Klubmitgliedern. Die Aufzählung ließe sich problemlos verlängern – die Bestände halten gerade hinsichtlich ihrer verschiedenen Sorten von Archivgut ständig neue Überraschungen bereit und erzählen in ihrer ausgeprägten Praxisnähe von Routinen und Arbeitsabläufen im Settlement ebenso wie von außergewöhnlichen Ereignissen, Erfahrungen und Konflikten. Was Alf Lüdtkke über den vielfach reichlich trockenen und faden »Geschmack des Archivs« schreibt: »Das Unerwartete und Unbekannte bleibt beim Einheften, Paginieren, Systematisieren auf der Strecke«,<sup>19</sup> trifft auf den nur wenig geordneten Nachlass der SAG also kaum zu.

Über die genannten Archivbestände hinaus wurden für diese Arbeit die Zeitschriften und Mitteilungsblätter herangezogen, die von Friedrich Siegmund-Schultze im Rahmen der SAG herausgegeben wurden. Dazu zählen vor allem die bei Diederichs in Jena erschienene *Akademisch-Soziale Monatschrift* als wissenschaftsnahes Diskussionsforum<sup>20</sup> und die *Nachrichten aus der Sozialen Arbeitsgemeinschaft* als das wichtigste Periodikum für den Kreis der

18 Da die vorhandenen Durchschläge nicht immer namentlich gezeichnet sind, lässt sich oft nicht genau bestimmen, von wem die Schreiben stammen. In diesen Fällen ist in den Nachweisen pauschal die SAG als Korrespondenzpartner angegeben.

19 Lüdtkke, »Stofflichkeit, Macht-Lust und Reiz der Oberflächen«, S. 67.

20 Ab 1928 unter dem Titel *Neue Nachbarschaft* fortgesetzt, 1930 eingestellt.

Mitarbeiter und Freunde der SAG.<sup>21</sup> Die unregelmäßig ein- bis dreimal im Jahr erscheinenden *Nachrichten* brachten vor allem Berichte aus der sozialen Arbeit und waren auch darauf angelegt, neue Freunde des Settlement zu akquirieren und Spenden einzuwerben. Des Weiteren erschien in den Jahren 1926 bis 1930 ein SAG-interner *Rundbrief des Mitarbeiterkreises der Sozialen Arbeitsgemeinschaft*. 1927 kamen schließlich zwei kleine Blätter mit Veranstaltungshinweisen hinzu, die an die Klubmitglieder, Eltern und »Nachbarn« in Berlin-Ost gerichtet waren: das bis 1939 in 149 Ausgaben erschiene *Mitteilungsblatt der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost* sowie ein *Mitteilungsblatt für die SAG-Jugend*. Dazu kommen wichtige Einzelpublikationen der SAG, wie der unter dem Titel *Ver sacrum* erschienene Erinnerungsband an die gefallenen Mitarbeiter<sup>22</sup> oder ein programmatischer Sammelband der späten 1920er Jahre.<sup>23</sup>

Der Forschungsstand zum Thema lässt erkennen, dass die Möglichkeiten, die das reichhaltige Archivmaterial der SAG bietet, bisher kaum genutzt wurden. Zwar zeigen die vorliegenden Arbeiten, dass es sich bei dem Berliner Settlement keineswegs um eine historiographische Neuentdeckung handelt. Allerdings stammen diese Arbeiten fast durchweg aus zwei Fachrichtungen: entweder aus dem Kontext von Theologie und kirchlichem Sozialwesen<sup>24</sup> oder aus der Historischen Erziehungswissenschaft und Sozialarbeitsgeschichte.<sup>25</sup> Weitere einschlägige Publikationen aus diesem fachli-

21 Ab 1934 unter dem Titel *Aus der Arbeit der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost E.V.* fortgesetzt, 1939 eingestellt.

22 Siegmund-Schultze (Hg.), *Ver Sacrum*.

23 Soziale Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost, *Nachbarschaftssiedlung in der Großstadt*. Eine weitere geplante SAG-Grundsatzveröffentlichung scheint leider nicht zustandegekommen zu sein. So ist in einem Brief Hellmut Hotops an Friedrich Siegmund-Schultze von einem »SAG-Buch« die Rede, das Siegmund-Schultze schreiben und auf das der Verlag C. H. Beck schon sehnsüchtig warte: Hellmut Hotop an Friedrich Siegmund-Schultze, 10. August 1921, in: EZA 51/S II c 25.

24 Vgl. Weyer, *Kirche im Arbeiterviertel*; Lamer, *Kirche im Arbeiterviertel*; Smith, »Versöhnung« als Leitgedanke; Schweda, *Friedrich Siegmund-Schultze*; Bornemann, *Albert Schweitzer und Friedrich Siegmund-Schultze*; Wilms, *Friedrich Siegmund-Schultzes Bedeutung*; Grotefeld, *Friedrich Siegmund-Schultze*; Schlösser-Kost, *Evangelische Kirche und soziale Fragen*, S. 92–97. Vgl. des Weiteren die einleitenden Abschnitte zu den Kapiteln in: Siegmund-Schultze, *Friedenskirche, Kaffeeklappe und die ökumenische Vision*.

25 Z.B. Dornseifer, *Die englische Residential Settlement-Bewegung*; Gerth, *Bahnbrechendes Modell*; Buck, *Gemeinwesenarbeit und kommunale Sozialplanung*; Schüler, *Die internationale Settlement-Bewegung*; Sachße, *Mütterlichkeit als Beruf*, S. 125–148. Aus dem Bereich der Erwachsenenbildung sind u.a. folgende Arbeiten zu nennen: Veraguth, *Erwachsenenbildung zwischen Religion und Politik*, S. 76–79 und 96; Ahlheim, *Zwischen Arbeiterbildung und Mission*, S. 47;

chen Spektrum gehen auf den engeren Kreis um Friedrich Siegmund-Schultze zurück und bieten zusätzliche Informationsquellen, allerdings ohne einen wissenschaftlichen Anspruch erheben zu können.<sup>26</sup> Geradezu erstaunlich ist das Desinteresse der Geschichtswissenschaft.<sup>27</sup> Dabei macht schon ein flüchtiger Blick in die vorliegende Forschungsliteratur zur Settlementbewegung in England und den USA deutlich, welch ein breites Spektrum historiographischer Fragestellungen hier möglich ist.<sup>28</sup> Es ist ein Verdienst des Berliner Kulturwissenschaftlers Rolf Lindner, das Archivmaterial der SAG als einzigartige kultur- und sozialgeschichtliche Quelle erschlossen zu haben. Bereits in einem 1984 erschienenen Aufsatz über das Banden- und Klubwesen im wilhelminischen und Weimarer Berlin bezieht er sich auf die SAG-Klubs im Berliner Osten.<sup>29</sup> Aus einem von Lindner Mitte der 1990er Jahre geleiteten Studienprojekt des Instituts für Europäische Ethnologie der Berliner Humboldt-Universität ging dann ein Sammelband hervor, der ausgewählte Aspekte der SAG-Geschichte beleuchtet. Die vorliegende Untersuchung baut auf einigen Fragestellungen und Erträgen dieses wichtigen Bandes auf,<sup>30</sup> geht aber zugleich weit darüber hinaus und versteht sich als problemorientierte Gesamtdarstellung der SAG im sozial-, kultur- und ideengeschichtlichen Kontext. Damit soll eine Lücke geschlossen werden, die trotz der Monographien von Weyer und Gerth sowie der Arbeiten Lindners noch immer besteht.

---

Jegelka, *Paul Natorp*, S. 193–197; Schröder, »Soziale Arbeitsgemeinschaften und sozialistische Lebensgestaltung«, S. 90–93; Gängler, »Sozialpädagogisch inszenierte Gemeinschaften«, S. 209–210; Arend, *Zwischen Programm und Praxis*, S. 97–100.

26 Vgl. Gressel/Kloppenburger (Hg.), *Versöhnung und Friede*, Reschke (Hg.), *Friedrich Siegmund-Schultze*, Bornemann (Hg.), *Lebendige Ökumene*, Delfs (Hg.), *Aktiver Friede*.

27 Eine Ausnahme bildet die Diskussion der SAG im Kontext der internationalen Settlementbewegung bei Gräser, *Wohlfahrtsgesellschaft und Wohlfahrtsstaat*, S. 186–196.

28 Als herausragende Monographien seien genannt: Chambers, *Seedtime of Reform*; Davis, *Spearheads of Reform*; Trolander, *Settlement Houses and the Great Depression*; dies., *Professionalism and Social Change*; Philpott, *The Slum and the Ghetto*; Berry, *One Hundred Years of Urban Frontiers*; Karger, *Sentinels of Order*; Lissak, *Pluralism & Progressives*; Carson, *Settlement Folk*; Bryan/McCree/Davis (Hg.), *One Hundred Years at Hull House*; Deegan, *Jane Addams*; Hutchinson Crocker, *Social Work and Social Order*; Lasch-Quinn, *Black Neighbors*; Bentley Beauman, *Women and the Settlement Movement*; Stivers, *Bureau Men, Settlement Women*. Für die USA liegen sogar eine Spezialbibliographie und ein Handbuch vor, vgl. Barbuto, *The American Settlement Movement*; dies., *American Settlement Houses*.

29 Lindner, »Bandenwesen und Klubwesen«.

30 Vgl. auch die aus dem Studienprojekt hervorgegangene Arbeit von Hegner, *Die Settlementbewegung*.

An diese Einleitung schließt sich ein weiteres einführendes Kapitel an, das den methodologischen Referenzrahmen und die theoretischen Grundlagen der Arbeit vorstellt. Der darstellende Teil ist dann in zehn Kapitel gegliedert, die einzelne Bausteine zur historischen Kulturanalyse der SAG bilden. Sie führen thematisch vom räumlichen Umfeld des Settlement im Berliner Postbezirk O 17 über das sozialmissionarische Programm und die ethnographischen Erkundungsgänge der SAG bis hin zu ihren Prinzipien der Jugendpflege und der Neuorientierung der sozialen Arbeit in den 1920er Jahren. Drei dieser Kapitel behandeln einen bestimmten Zeitraum und verfolgen damit die Entwicklung des Settlement in ihren Hauptphasen, wobei die Anfangsphase bis 1914, die Kriegs- und unmittelbare Nachkriegszeit bis 1922 und der weitere Verlauf der 1920er Jahre bis 1933 in den Blick kommen. Die anderen sieben Kapitel sind thematische Überblicksdarstellungen, die sich zum Teil an diesen Zeitschnitten orientieren, im wesentlichen aber auf den gesamten Zeitraum zwischen 1911 und 1933 bezogen sind. Drei »Nahaufnahmen« bieten zusätzliche Einblicke anhand exemplarischer Personen und Situationen. Auf diese Weise ergibt sich eine Mischform aus chronologischer Erzählung und systematischer Analyse, die der Spezifik und dem Wandel der SAG gerecht zu werden versucht. Die einzelnen Kapitel sind insofern in sich geschlossen und separat lesbar, als sie bestimmte Fragestellungen verfolgen und dazu Thesen und Teilergebnisse entwickeln. Im Argumentationsgang der gesamten Arbeit sind sie allerdings eng aufeinander bezogen; aus den unterschiedlichen Facetten setzt sich schließlich ein Gesamtbild der SAG und ihrer Akteure zusammen.

Bei alledem geht es nicht nur um die Rekonstruktion einer vergangenen Welt. Mit dem Selbstverständnis und dem kulturellen Orientierungssystem sozial engagierter Bildungsbürger der »klassischen Moderne« kommt vielmehr ein feld- und epochenübergreifendes Problem in den Blick, das sich in zahllosen historischen Varianten – bis in die Gegenwart hinein – immer wieder stellt. Dabei geht es einerseits um die Frage nach der Formierung bürgerlicher Bildungseliten und ihrer gesellschaftlichen Führungsrolle – und verbunden damit um die Frage nach sozialmissionarischen Praktiken, die auf die Verallgemeinerung bestimmter Lebensführungsmodelle zielen. Zum anderen geht es um die Leitbilder, die hinter engagierten und missionarisch strukturierten Diskursen über Armut und Unterschicht, über Deklassierte und Marginalisierte stehen und in denen sich dieses hegemoniale Lebensführungsmodell artikuliert: Wie sehr also ist die Wahrnehmung sozialer Problemlagen vom Problemdiskurs ihrer gebildeten Sachwalter ge-

prägt? Mit wieviel Respekt und Anerkennung ist der verbessernde und korrigierende Zugriff auf andere Lebenswelten – sei es nun im Rahmen historischer Sozialreformbewegungen, sei es im Rahmen aktueller Einwanderungs-, Integrations- und Sozialpolitik oder Entwicklungshilfe – wirklich verbunden? Und welches verwickelte Verhältnis von sozialem Idealismus und sozialem Interesse ist dabei im Spiel? In diesem Sinne kann der historische Beispielfall der SAG auch zu einem besseren Verständnis der politischen Implikationen und der kulturellen Logik sozialer Reform- und Meliorierungsinitiativen in der Gegenwart beitragen.

# Methoden und Problemstellungen

## Zwischen Mikrogeschichte und historischer Ethnographie

Die vorliegende Arbeit versteht sich als eine mikrohistorische Studie, die sich an verschiedenen Ansätzen und Konzepten der neueren Sozial- und Kulturgeschichte sowie Historischen Anthropologie orientiert. Einem mikrohistorischen Paradigma folgt sie insofern, als sie sich auf begrenzte Wirklichkeitsausschnitte sowie die Deutungsmuster und Wertorientierungen der Akteure konzentriert. Zudem bemüht sie sich im Sinne »dichter Beschreibung« um die empirisch gesättigte Vergegenwärtigung von Situationen und Praktiken.<sup>1</sup> Mit dieser Zugangsweise ist sie im Schnittfeld von Empirischen Kulturwissenschaften und Geschichtswissenschaften angesiedelt und schließt an historiographische Forschungsrichtungen an, die seit den 1980er Jahren die intensive Auseinandersetzung mit kulturalanthropologischen und ethnologischen Arbeiten gesucht haben.<sup>2</sup> Zugleich verfolgt sie aber auch einen Anspruch, der im Rahmen der historisch orientierten Volkskunde/Europäischen Ethnologie seit einigen Jahren unter dem Stichwort »historische Ethnographie« diskutiert wird. Bei dieser Debatte geht es ebenso um Fragen der Epistemologie und Methodologie wie um Fragen der Nähe und Distanz der Forschenden zum Gegenstand historischer Forschung: Lassen sich Verfahrensweisen der Gegenwartsethnographie überhaupt auf die historische Forschung übertragen? Und wo liegt der mögli-

---

1 Michaela Fenske hat die Forschungsperspektive der Volkskunde/Europäische Ethnologie – ganz besonders mit Blick auf die historische Forschung im Fach – mit den drei Leitbegriffen »Mikro«, »Makro« und »Agency« treffend charakterisiert: »Mikro meint das zumeist kleinräumige Untersuchungsfeld, Makro dessen Eingebundenheit in überlokale Kontexte sowie das übergeordnete kulturalanthropologische Erkenntnisinteresse und Agency die [...] kulturellen Praktiken und ihre Akteure.« Fenske, »Mikro, Makro, Agency«, S. 151–152.

2 Als deutschsprachige Überblicksdarstellungen zu diesem Spektrum vgl. u.a. Dressel, *Historische Anthropologie*; Sokoll, »Kulturalanthropologie und Historische Sozialwissenschaft«; van Dülmen, *Historische Anthropologie*; Burke, *Was ist Kulturgeschichte?*

che heuristische Gewinn einer solchen Übertragung?<sup>3</sup> Ich verstehe historische Ethnographie im Rahmen dieser Arbeit nicht als methodisches Konzept, sondern als epistemologische Leitlinie, die dabei helfen kann, das hier zugrundeliegende Quellenmaterial in seiner Vielstimmigkeit und Positionalität aufzuschlüsseln und eine praxeologische Analyseperspektive zu entwickeln. Dabei folge ich unter anderem einigen Überlegungen der australischen Historiker Greg Denning und Rhys Isaac, die sich intensiv mit dem Anspruch einer ethnographischen Geschichtsschreibung auseinandergesetzt haben.<sup>4</sup> Für die exemplarische Mikrogeschichte der Klassenbeziehungen, wie sie hier unternommen werden soll, bieten sie einen wichtigen Orientierungspunkt, ohne dass die Perspektive hier auf ein bestimmtes theoretisches Modell beschränkt werden soll. Vielmehr werden methodologische und epistemologische Zugangsweisen sowie verschiedene »Theorien mittlerer Reichweite« in einer offenen und flexiblen Kombinatorik miteinander verknüpft, wobei stets die Spezifik und die Aussagekraft der vorliegenden Quellen im Zentrum steht.<sup>5</sup>

Im Folgenden soll kurz versucht werden, die Umriss- und Möglichkeitsbedingungen einer historischen Ethnographie zu skizzieren.<sup>6</sup> Jede historische Ethnographie ist mit einem methodischen Problem konfrontiert, das Kaspar Maase veranlasst hat, von einem geradezu »Münchhausenschen Unternehmen« zu sprechen.<sup>7</sup> Wenn es nämlich in der Ethnographie, verstanden im Sinne ethnographischer Feldforschung, darum geht, die Alltagshandlungen bestimmter Akteure und Gruppen zu erfassen und ihre kulturelle Logik herauszuarbeiten, dann stellt sich bei einer historischen Ethnographie die grundsätzliche Frage, wie Handlungen auf der Grundlage schriftlicher und bildlicher Dokumente überhaupt untersucht werden können. Dem historisch arbeitenden Ethnographen bleibt die »Schlüsselmethode« der Feldforschung, nämlich teilnehmende Beobachtung als »unmit-

3 Vgl. dazu Eisch/Hauser, »Erkundungen und Zugänge«; Maase, »Das Archiv als Feld?«; Fenske, »Mikro, Makro, Agency«; Keller-Drescher, »Die Fragen der Gegenwart und das Material der Vergangenheit«; Wietschorke, »Historische Ethnografie«; Ingendahl/Keller-Drescher, »Historische Ethnografie«.

4 Vgl. etwa Denning, »A Poetic for Histories«; Isaac, »Der entlaufene Sklave«; ders., »On Explanation, Text, and Terrifying Power in Ethnographic History«; ders., »Geschichte und Anthropologie«.

5 Als ein Plädoyer für methodische Offenheit in diesem Zusammenhang vgl. Schindler, »Vom Unbehagen in der Kulturwissenschaft«.

6 Für eine ausführlichere Fassung der folgenden Überlegungen siehe Wietschorke, »Historische Ethnografie«.

7 Maase, »Das Archiv als Feld«, S. 262.

telbare Partizipation [...] am alltäglichen sozialen Leben im jeweiligen Untersuchungsfeld«,<sup>8</sup> von vornherein verwehrt. Der Historiker kann nicht, »wie der ethnologische Feldforscher, seine eigenen Dokumente produzieren, indem er sich, Notizbuch zur Hand, in seiner Umgebung umsieht. Er muß sich mit den Einträgen aus den »Notizbüchern« begnügen, welche die vergangenen Aufzeichnungssysteme hervorgebracht haben und welche die Zeit überlebt haben; und er muß aus dieser Not eine Tugend machen, indem er die verbliebenen »Notizen« einer äußerst genauen Lektüre unterwirft.«<sup>9</sup> Diese genaue Lektüre hat prinzipiell davon auszugehen, dass das konkrete Handeln der Akteure in den Dokumenten präsent ist bzw. durch eine kontextualisierende Untersuchung vergegenwärtigt werden kann; sie muss Strategien finden, um aus den Geschichten und »Ego-Dokumenten«, wie sie das Archiv bietet, Handlungslogiken herauszuarbeiten. Kaspar Maase schreibt dazu: »Historische Ethnographie versucht, im Verhältnis zwischen überlieferten Selbstdeutungen und überlieferten Praxen letztere als Kompass der wissenschaftlichen Expedition zu nehmen. [...] Die Logik der Praxen gibt vor, wie die schriftlichen Quellen genutzt werden.«<sup>10</sup> Wie aber kann die »Logik der Praxen« ausgehend von den Selbstdeutungen der Akteure freigelegt werden? Wie kommt man von den Texten zu den Handlungen? Als Lösung zu diesem Problem bietet sich die Heuristik einer relationalen Kulturanalyse an, wie sie hier kurz skizziert werden soll.<sup>11</sup>

Die Texte, die dem Historiker als Quellen zur Verfügung stehen, verweisen letztlich immer auf Handlungen – sie enthalten »Spuren [...] von Menschen, die irgendwelche Dinge tun.«<sup>12</sup> Rhys Isaac hat in einem an Clifford Geertz orientierten Methodenaufsatz zur historischen Ethnographie empfohlen, mit der »genauen Betrachtung einzelner Handlungsknoten« zu beginnen,<sup>13</sup> um von dort aus zur Frage nach der Bedeutung vorzustoßen, die die Handlungen für die beteiligten Akteure hatten. Ich verstehe die von Isaac genannten »Knoten« als kulturelle Konstellationen, in denen sich solche Bedeutungen verdichten und in denen sie greifbar werden. In solchen

---

8 Schmidt-Lauber, »Feldforschung«, S. 220.

9 Isaac, »Der entlaufene Sklave«, S. 173.

10 Maase, »Das Archiv als Feld«, S. 259.

11 Zum Folgenden vgl. v.a. den Aufsatz von Lindner, »Vom Wesen der Kulturanalyse«, dem meine methodischen Überlegungen viel verdanken. Vgl. darüber hinaus das hervorragende Theoriekapitel zur relationalen Klassenanalyse bei Vester/von Oertzen/Geiling/Hermann/Müller, *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel*, S. 150–210.

12 Isaac, »Der entlaufene Sklave«, S. 149.

13 Ebd., S. 173.

Konstellationen kommen die Wertorientierungen der Akteure gerade in der Konfrontation mit anderen Praxis- und Deutungsmustern zum Vorschein. In ihnen entfaltet sich die Logik der Differenz, der Orientierung an »Nachbarn, Konkurrenten und Vorbildern«, wie Rolf Lindner in seinem Aufsatz zum »Wesen der Kulturanalyse« gezeigt hat.<sup>14</sup> So sind – um ein Beispiel aus der vorliegenden Studie zu nennen – die Jugendklubs der SAG nicht zu verstehen, ohne zugleich die kulturellen Formen der Jugendpflege, der bürgerlichen Jugendbewegung, der sozialistischen Jugendarbeit, der »wilden« Bandenbildungen der Berliner Jugend und nicht zuletzt der modernen Massenunterhaltung in Betracht zu ziehen. Erst im komplexen Wechselspiel der Zuordnungen und Abgrenzungen, erst durch die Situierung in einem solchen dynamischen System gegenseitiger Beziehungen wird die soziale und kulturelle Spezifik des Phänomens deutlich. Eben deshalb bieten die von Rhys Isaac genannten »Handlungsknoten« die Chance, die Logik der Praxis in ihr Recht zu setzen: als eine Logik der »praktischen Vernunft«, wie sie Bourdieu nachgezeichnet hat.<sup>15</sup>

Spätestens hier wird klar, dass es nicht ausreicht, historische Ethnographie nur als empirisch fundierte Rekonstruktion einer bestimmten Innenperspektive auf der Basis von Selbstaussagen zu konzipieren. Vielmehr bedarf diese Innenperspektive, in der Praxismuster und Selbstbilder der Akteure freigelegt werden, der Ergänzung durch relationale Kulturanalyse im Sinne von *Feldanalyse*. Zum einen ist damit die Analyse dessen gemeint, was Pierre Bourdieu als »Kräftefeld« bezeichnet hat, das im Sinne eines magnetischen Feldes den am sozialen Spiel beteiligten Akteuren ihre »Positionseigenschaften« zuweist.<sup>16</sup> Die Felder – etwa das religiöse, künstlerische und ökonomische Feld oder das Feld der Lebensstile – bestimmen die impliziten Regeln des Spiels, dessen Teilnehmer um ökonomische, soziale und symbolische Profite wetteifern. Die Felder verhalten sich dabei in einer »relativen Autonomie« zueinander und ermöglichen so die differenzierte und differenzierende Analyse von Gesellschaft im Sinne des Ineinandergreifens verschiedener Felder.<sup>17</sup> Zum anderen verweist die Metapher vom »Feld«

14 Lindner, »Vom Wesen der Kulturanalyse«, S. 181.

15 Bourdieu, *Praktische Vernunft*.

16 Bourdieu, *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, S. 76. Die Metapher vom Magnetfeld findet sich etwa zeitgleich auch bei E. P. Thompson, der damit die antagonistischen Beziehungen zwischen Gentry und Plebs in der englischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts charakterisiert, vgl. Thompson, »Die englische Gesellschaft im 18. Jahrhundert«, S. 270.

17 Vester u.a., *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel*, S. 152–157.

aber auch auf die notwendige Kontextualisierung soziokultureller Phänomene im Rahmen ihrer historischen Epoche. In diesem Sinne bildet nun die Einheit der historischen Zeit das zu untersuchende Feld. Raymond Williams hat darauf hingewiesen, dass es über die kulturellen Muster klassen- und milieuspezifischer Lebensweisen hinaus so etwas wie eine »Gemeinsamkeit der Erfahrung« gibt, auf die sich Lebensweisen beziehen und von der sie wiederum geprägt sind. Williams fasst diese Gemeinsamkeit in den Begriff der »Gefühlsstruktur« (»structure of feeling«) als das »lebendige Ergebnis aller Elemente der allgemeinen Organisation« einer Epoche.<sup>18</sup> »Kulturgeschichte« – so Williams – muss deshalb »mehr sein als die Summe der Einzelgeschichten; denn sie beschäftigt sich mit den Beziehungen zwischen ihnen, mit den besonderen Formen der ganzen Organisation«.<sup>19</sup> Kulturanalyse in diesem Sinn hat es also mit zwei Klassen von Feldern zu tun: den Bourdieuschen »Magnetfeldern« als den relativ autonomen Teilbereichen von Gesellschaft und der bei Williams beschriebenen »Gemeinsamkeit der Erfahrung«, die besser noch als das Ergebnis »feldübergreifender Effekte« verstanden werden kann und die sich darin äußert, dass es in einer bestimmten historischen Zeit überhaupt gemeinsame Diskurse und Themen gibt, auf die sich – in wie unterschiedlicher Weise auch immer – viele Akteure beziehen.<sup>20</sup> Diese Gemeinsamkeit ist es letztlich, die garantiert, »dass etwas mit etwas anderem zusammenhängt«.<sup>21</sup> Und diese Zusammenhänge wiederum sind es, welche die Komplexität von Feldern ausmachen und dadurch die Notwendigkeit begründen, einen weiten und selbstverständlich transdisziplinären Blick auf die »allgemeine Organisation« der Epoche und ihre Grundthemen zu entwickeln. Ohne sozial-, kultur- und ideengeschichtliche Verfahren ist die Innenperspektive der Akteure also nicht zu entschlüsseln.

Von hier aus kann eine provisorische Antwort auf das oben genannte methodische Problem historischer Ethnographie versucht werden: Es scheint durchaus möglich, von den Texten – den Ego-Dokumenten, Selbstdeutungen, Briefwechseln, Berichten, Erzählungen – zu den Praktiken zu kommen, indem man die spezifischen Felder rekonstruiert, auf die sich die schreibenden Akteure beziehen und deren Praxislogik sie übernehmen. Diese Logik aber kommt in den jeweils vorgenommenen Zuordnun-

---

18 Williams, »Theorie und Verfahren der Kulturanalyse«, S. 51.

19 Ebd., S. 50.

20 Vgl. Lindner, »Vom Wesen der Kulturanalyse«, S. 182–183.

21 Ebd., S. 183.

gen und Abgrenzungen zum Vorschein: in den Äquivalenz- und Differenzbeziehungen, die in den Texten zutage treten. Denn insofern die hier ausgewerteten Quellen »Aufzeichnungen über zwischenmenschliche Begegnungen« sind,<sup>22</sup> drücken sich in ihnen immer auch Beziehungen und Unterschiede aus. Kurzum: Relationale Kulturanalyse bringt Texte zum Sprechen, indem sie deren inhärente Unterscheidungslogiken sichtbar macht. Als Brücke zwischen Texten und Praktiken fungiert der soziale Sinn – im Bourdieuschen Original: »le sens pratique«, der die Aussagen bestimmt und durch den sie sich in einem fundamentalen Sinn als praktisch erweisen.<sup>23</sup> Vom Standpunkt einer relationalen Kulturanalyse aus ist historische Ethnographie als praxeologisches Forschungsdesign eben deshalb prinzipiell möglich, weil sie davon ausgeht, dass sich in *allen* Aussagen – und damit auch in schriftlichen Quellen – ein solcher praktischer sozialer Sinn artikuliert, der auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede verweist und sich eben damit »praktisch« zu einem bestimmten Feld verhält. Nur über diese praktische Logik der Differenz ist es möglich, den Praktiken der Akteure auf die Spur zu kommen.

Von diesem eng an Bourdieu angelehnten Verständnis von Praxis aus kann das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit allgemein bestimmt werden. Der spezifische Ausschnitt gesellschaftlicher Wirklichkeit, der hier untersucht wird, soll im steten Rückbezug auf die Strukturgeschichte der Gesamtgesellschaft »als ein *dynamisches Produkt* der Handlungen ihrer Mitglieder begriffen werden – und zwar als ein Produkt, das durch die *Bilder* geformt wird, welche sich die Beteiligten von ihren eigenen und den Tätigkeiten der anderen machen«. Denn »die Beantwortung der Frage, welche Bedeutungen diese Handlungen besaßen und den Beteiligten vermittelten, ist das zentrale Anliegen einer ethnographischen Geschichtsschreibung«.<sup>24</sup> Eine als relationale Kulturanalyse angelegte historische Ethnographie versucht daher, das Wechselspiel der Bilder und Vorstellungen zu entschlüsseln, das im vorliegenden Fall die konkrete Wirklichkeit der Akteure in Berlin-Ost – der Arbeiter und der Bildungsbürger – konstituiert hat. Hierin liegt der tiefere Sinn der alten Metapher von »Kultur als Text«. Hans Medick hat in seinem klassischen Aufsatz »Missionare im Ruderboot« auf die »besondere interpretative Dimension« hingewiesen, »die in allen kulturellen und gesell-

---

22 Isaac, »Der entlaufene Sklave«, S. 150.

23 Vgl. Bourdieu, *Sozialer Sinn*.

24 Isaac, »Der entlaufene Sklave«, S. 148–149.

schaftlichen Lebensäußerungen steckt.«<sup>25</sup> Kultur als Text zu verstehen, bedeutet somit auch, dass sich Kultur aus Texten entschlüsseln lässt. In den – wie es Geertz einmal formuliert hat – »symbolischen Formen [...], mit deren Hilfe sich die Menschen an jedem Ort darstellen (represent), vor sich selbst und vor den anderen«,<sup>26</sup> wird ihre Praxis greifbar und verständlich. Das heißt eben *nicht*, »die Welt als bloßen Text anzusehen« und damit Kultur als bloßes »Produkt« stillzustellen, wie Rolf Lindner in seinen kritischen Bemerkungen zur Metapher »Kultur als Text« schreibt,<sup>27</sup> sondern vielmehr die Texte als Dokumente von kultureller Produktion und gesellschaftlichem Handeln zu lesen. Gerade dadurch kann der ethnographische Anspruch auch im historischen Feld eingelöst werden.

### Kulturanalyse der Klassenbeziehungen und des Bildungsbürgertums

Der Versuch einer historischen Kulturanalyse steht und fällt mit seinem Kulturbegriff. Ich gehe hier von einem Verständnis von Kultur aus, wie es in der Tradition der sozialwissenschaftlich orientierten deutschen Volkskunde seit den 1970er Jahren<sup>28</sup> sowie der britischen Cultural Studies im Umkreis des Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) zu finden ist.<sup>29</sup> Im Zentrum stehen dabei zwei Überlegungen: zum einen die von Raymond Williams 1958 formulierte Bestimmung von Kultur als »a whole way of life«, wie sie sich auch in seiner bekannten Formel »culture is ordinary« niedergeschlagen hat,<sup>30</sup> und zum anderen die Einsicht, dass Kultur

---

25 Medick, »Missionare im Ruderboot?«, S. 60.

26 Zit. nach ebd.

27 Lindner, »Konjunktur und Krise des Kulturkonzepts«, S. 79.

28 Zum Kulturbegriff der Volkskunde/Empirischen Kulturwissenschaft/Europäischen Ethnologie vgl. Korff, »Kultur«; Bausinger, »Zur Spezifik volkskundlicher Arbeit«; Lindner, »Zur kognitiven Identität der Volkskunde«; ders., »Konjunktur und Krise des Kulturkonzepts«, insbes. S. 83–86; Warneken, »Zum Kulturbegriff der Empirischen Kulturwissenschaft«.

29 Als deutschsprachige Einführungstexte vgl. z.B. Lutter/Reisenleitner, *Cultural Studies*; Marchart, *Cultural Studies*. Der Ansatz des CCCS ist in diesem Zusammenhang schon allein deshalb so vielversprechend, weil in der britischen Gesellschaft das Verhältnis zwischen »working class« und dominanter Kultur traditionell eine wichtigere Rolle spielt als etwa in Deutschland oder Frankreich, die britischen Cultural Studies mithin – ebenso wie die SAG – von Konstellationen ausgehen, wie sie für kulturell gespaltene Klassengesellschaften charakteristisch sind. Zum Entstehungskontext der britischen Cultural Studies vgl. Lindner, *Die Stunde der Cultural Studies*.

30 Vgl. Williams, *Culture and Society*, S. 311; ders., »Culture is Ordinary«.

und Gesellschaft prinzipiell als zwei Seiten der gleichen Medaille anzusehen sind: Gesellschaft artikuliert sich in den kulturellen Mustern ihrer Akteure, in kulturellen Mustern wiederum sind die gesellschaftlichen Strukturen – und damit die prägenden Faktoren gesellschaftlicher Ungleichheit – präsent. Das bedeutet, dass Kultur als »die Art, *wie* die Menschen das machen, was auch immer sie machen«,<sup>31</sup> stets an deren Position innerhalb der Gesellschaft gebunden ist. Kultur wird zum spezifischen »Ensemble von Dispositionen, Kompetenzen und Praktiken, mit dessen Hilfe soziale Gruppen und gesellschaftliche Individuen mit den je gegebenen natürlichen und gesellschaftlichen Existenzbedingungen in einer Weise zurechtkommen, die ihnen eine Eigendefinition gegenüber diesen Bedingungen ermöglicht«. <sup>32</sup> Soziale Prozesse und symbolische Praxis bleiben so konsequent aufeinander bezogen: Kultur erscheint als »kulturelle Verarbeitung des gesellschaftlichen Lebens«. <sup>33</sup> Eine als »historische Ethnographie« verstandene Mikrogeschichte lenkt das Augenmerk auf diese kulturelle Seite und symbolische Dimension sozialen Handelns. In den Mittelpunkt rücken die symbolische und metaphorische Struktur der von den Akteuren erzählten Geschichten, deren Elemente – auch und gerade in Details – zu Indizien für Weltdeutungen, Sinnkonstruktionen und Praxismuster werden. »This implicit dimension – the study of symbolic practice – is a crucial contribution of ethnography to history, since it brings a nuanced understanding of the role of meaning and motivation to social processes«, so Jean und John Comaroff in ihrer Studie *Ethnography and the Historical Imagination*.<sup>34</sup>

Für die hier vorgelegte Geschichte der Klassenbeziehungen am Beispiel der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost ist weiter entscheidend, dass soziale Formationen stets als relationale Größen verstanden werden. In der Tradition der marxistisch orientierten britischen Sozialgeschichtsschreibung finden sich zahlreiche Arbeiten, die an dieser Stelle hilfreich sind, weil sie in ihren Analysen der Konstitution und Reproduktion sozialer Klassen besonders die kulturellen Faktoren und die Relationalität klassenspezifischer Kulturmuster zur Geltung gebracht haben.<sup>35</sup> Mit Edward P.

31 Franz, »Logik der Differenz«, S. 47.

32 Lindner, »Konjunktur und Krise des Kulturkonzepts«, S. 85.

33 Ebd.

34 Comaroff/Comaroff, *Ethnography and the Historical Imagination*, S. 35.

35 Vgl. v.a. die klassischen Arbeiten von Thompson, Hobsbawm und Stedman Jones: Thompson, *The Making of the English Working Class*; ders., *Plebeische Kultur und moralische*

Thompson lässt sich von einem »spezifischen Equilibrium sozialer Beziehungen« sprechen, das den einzelnen kulturellen Phänomenen erst ihre Bedeutung verleiht. So kann »die plebeische Kultur [...] nicht unabhängig von diesem Equilibrium untersucht werden, weil sie zu einem gewissen Teil durch die Gegensätze zur Kultur der Gebildeten definiert ist«. Ausgehend davon verweist Thompson auf die elementare Tatsache, »daß jedes Element dieser Gesellschaft, für sich genommen, Vorläufer und Nachfolger haben mag, daß aber alle zusammengenommen eine Summe ergeben, die mehr ist als die einzelnen Teile, nämlich ein strukturierter Zusammenhang von Beziehungen«. <sup>36</sup> Für die vorliegende Mikrogeschichte und Kulturanalyse ist diese Einsicht in die relationale Konstitution klassenspezifischer Kultur schon aus einem quellenbezogenen Grund von zentraler Bedeutung. Denn das Material, das die SAG hinterlassen hat, dokumentiert fast ausschließlich die »bürgerliche« Sichtweise. Der Kulturkontakt im Berliner Osten kann nicht – so sehr das auch zu wünschen wäre – aus zwei unterschiedlichen Perspektiven erzählt werden. Die Positionen und Reaktionen der Arbeiterschaft sind vielmehr einzig und allein aus den Texten und Selbstdeutungen der SAGler zu entziffern. Diese Schiefelage bietet aber auch Chancen. Denn damit ist die besagte Relationalität von Kultur bereits in die Quellen eingeschrieben: Die Bildungsbürger bestimmen ihre eigene Position durchgehend unter Bezugnahme auf die »plebeische Kultur«, <sup>37</sup> während die Reaktionen und Verhaltensweisen der Arbeiterschaft immer schon in Bezug auf die bürgerlichen Erziehungspraktiken in den Blick kommen. Die »klassenspezifische Kultur« erschließt sich somit erst von dem Ort aus, den die »andere Kultur« im System des eigenen Diskurses einnimmt. In den Mittelpunkt der Analyse rückt daher das, was man die »Rückspiegelungseffekte« der von den SAGlern produzierten Texte nennen könnte: Deren Erzählungen und Berichte dokumentieren weniger die »Realität« der Klassenbeziehungen vor Ort, sondern vor allem ihre eigene Sichtweise; im Sprechen über die anderen zeigen die Bildungsbürger immer etwas von sich selbst.

Mit dem Thema »Bildungsbürgertum« kommen freilich spezifische Probleme ins Spiel, auf die bisher noch nicht ausreichend eingegangen wurde

---

*Ökonomie*; Hobsbawm, *Labouring Men*; ders., *Worlds of Labour*; Stedman Jones, *Outcast London*; ders., *Languages of Class*; ders., »Kultur und Politik der Arbeiterklasse in London«.

<sup>36</sup> Thompson, »Die englische Gesellschaft im 18. Jahrhundert«, S. 285.

<sup>37</sup> Zu diesem Konzept vgl. neben den Aufsätzen von Thompson auch Medick, »Plebeische Kultur«.

– dieses stellt sich geradezu als ein »sperriges Untersuchungsobjekt« dar.<sup>38</sup> Wie vor allem Jürgen Kocka skeptisch angemerkt hat, lässt sich das Bildungsbürgertum kaum als klar umgrenzte Sozialformation beschreiben.<sup>39</sup> Zwar gilt für die wilhelminische Gesellschaft durchaus die von Friedrich Paulsen 1895 festgehaltene Beobachtung, die »praktisch wichtige, die entscheidende Einteilung« sei die zwischen Gebildeten und Ungebildeten.<sup>40</sup> Die Position des Bildungsbürgertums innerhalb dieser Einteilung bleibt dennoch näher zu bestimmen. Dazu hat der Soziologe M. Rainer Lepsius – im Anschluss an Max Weber – vorgeschlagen, das Bildungsbürgertum im Sinne einer »ständischen Vergesellschaftung« zu verstehen und damit die Fragen nach der Durchsetzung von Geltungsansprüchen und nach einem spezifischen Lebensstil in den Mittelpunkt zu rücken.<sup>41</sup> So verstanden, erscheint das Bildungsbürgertum des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts als eine über Bildungswissen und Bildungspatente vergesellschaftete und »rekrutierungsoffene« Formation bestimmter Berufsgruppen, die sich in einem besonderen Maße auf einen bestimmten Lebensstil stützten. Dazu gehörten als »typologischer Innenbereich« des Bildungsbürgertums<sup>42</sup> vor allem die Ärzte und Pastoren, Rechtsanwälte und Richter, die höheren Beamten und Verleger, Professoren und Lehrer, Schriftsteller und Künstler<sup>43</sup> – kurz: Vertreter der staatlichen und freien Berufe, die zumeist akademische Abschlüsse, zumindest aber ein hohes Maß an kulturellem Kapital erforderten. Damit ist das Bildungsbürgertum mehr als andere soziale Formationen über kulturelle Kategorien bestimmt.<sup>44</sup> Es stellt sich als ein relativ »geschlossene[s] Kommunikationsfeld«<sup>45</sup> und als eine Gruppe dar, de-

38 Lepsius, »Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung«, S. 8.

39 Kocka, »Bildungsbürgertum«. Vgl. auch die ähnlichen Befunde bei Vondung, »Zur Lage der Gebildeten in der wilhelminischen Zeit«, S. 22.

40 Zit. nach Bollenbeck, *Bildung und Kultur*, S. 245.

41 Lepsius, »Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung«. Klassisch ist die Bestimmung des historischen deutschen Bildungsbürgertums als »Stand« bei Geiger, *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes*, S. 100. Über den »Stand der Gebildeten« heißt es dort: »ein wirklicher Stand einst, mit eigenen Sitten und Konventionen, einer eigenen Lebenseinschätzung und Lebensführung, eine Welt für sich, in breiten Teilen minder begütert als das Besitzbürgertum, aber zu stolz auf seinen geistigen und sozialen Rang, als daß es »die Geldmacher als Seinesgleichen erachtet hätte.«

42 Vondung, »Zur Lage der Gebildeten in der wilhelminischen Zeit«, S. 27.

43 Lepsius, »Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung«, S. 8.

44 Vgl. auch Bausinger, »Bürgerlichkeit und Kultur«; ders., »Volkskundliche Anmerkungen zum Thema »Bildungsbürger«; Kaschuba, »Deutsche Bürgerlichkeit nach 1800«; Lundgreen, »Bildung und Bürgertum«; Hettling, »Bürgerliche Kultur«.

45 vom Bruch, »Streiks und Konfliktregulierung«, S. 253.

ren soziale Geltung sich auf eine spezifische Kombination aus kulturellem und symbolischem Kapital stützt. So nennt Ulrich Engelhardt in seiner umfassenden begriffsgeschichtlichen Studie folgende Bestimmungselemente des Bildungsbürgertums als Konsens der sozialhistorischen Forschung: dass »die mit *Bildungsbürgertum* adäquat bezeichnbare Formation substantiell, wenn nicht ausschließlich akademisch patentierte [...] Berufsgruppen umfaßte« und dass deren Vertreter »in ein homogenisierendes, allem professionellen Leistungswissen übergeordnetes Bildungswissen und das Credo seiner höchsten Kulturwertigkeit hineinsozialisiert wurden, über einen entsprechenden Kommunikationscode/Bildungsdialekt verfügten und ein statuskonsistentes Diskursmilieu unterhielten« sowie »eine singuläre, gesamtgesellschaftlich verbindende wie verbindliche Sinnstiftungs- und Normsetzungskompetenz samt zugehöriger Sonderschätzung beanspruchten«.46 Im Mittelpunkt dieser Definition steht also – wie auch bei Lepsius' Modell der »ständischen Vergesellschaftung« – ein spezifischer gesamtgesellschaftlicher Geltungsanspruch, verbunden mit einer darauf bezogenen Mentalität und kulturellen Orientierung.47

Im Zeitraum zwischen spätem Kaiserreich und dem Ende der Weimarer Republik war das Bildungsbürgertum zutiefst von Krisendiskursen geprägt. Man sah die Gesellschaft in der Zerfallskrise, die eigenen Berufsgruppen in der Legitimationskrise.48 Aus einer defensiven Haltung heraus wurden klassische, mit der Vergesellschaftung durch Bildung eng verbundene Werte in Stellung gebracht. Im bildungsbürgerlichen Habitus spielten daher nicht nur bestimmte kulturelle Formen eine Rolle, sondern ein bestimmtes Verständnis von »Kultur« überhaupt. Ihm war ein Verallgemeinerungsanspruch eingeschrieben, der »Kultur« als den Ausweg aus gesellschaftlichen Krisenlagen überhaupt empfahl. Wie der Soziologe Helmuth

---

46 Engelhardt, *Bildungsbürgertum*, S. 212–213. In wesentlichen Punkten übereinstimmend der Definitionsversuch bei Vondung, »Zur Lage der Gebildeten in der wilhelminischen Zeit«, S. 25–28.

47 Zu diesem Geltungsanspruch und den damit verbundenen Strategien der Selbstinterpretation und Selbstautorisierung von Intellektuellen vgl. auch die anregenden Überlegungen von Bauman, »Gesetzgeber und Interpreten«.

48 Zum Deutungsmuster der »Krise« im Kaiserreich vgl. Drehsen/Spam (Hg.), *Vom Weltbildwandel zur Weltanschauungsanalyse*; Graetz/Mattioli (Hg.), *Krisenwahrnehmungen im Fin de siècle*, v.a. den Beitrag von Blaschke, »Krise als gedachte Unordnung«. Für die Weimarer Republik vgl. die Beiträge in: Föllmer/Graf (Hg.), *Die »Krise« der Weimarer Republik*, v.a. Föllmer/Graf/Leo, »Einleitung«, und Graf, »Die »Krise« im intellektuellen Zukunftsdiskurs«. Eine klassische Position dazu ist auch die Charakterisierung der Weimarer Zeit als »Krisenjahre der klassischen Moderne« bei Peukert, *Die Weimarer Republik*.

Berking schreibt, begründete die mittelständische deutsche Intelligenz »ein Verhältnis sozialer Distanzierung, indem sie sich gegenüber einer Aristokratie, die in ihrem Sinne nichts leistet, selbst in Termini geistiger Produktion interpretiert und legitimiert. Gegen Oberflächlichkeit, Zeremoniell, äußerliche Konversation [...] setzt sie die Bildung der Persönlichkeit, die Tiefe des Gefühls, Verinnerlichung, Versenkung ins Buch, kurz, das Reich des ›Geistes‹ als den einzig denkbaren Ort *innerer* Freiheit.«<sup>49</sup> Diese Betonung des Innerlichen war in charakteristischer Weise mit einem Anspruch auf Elitepositionen verbunden.<sup>50</sup> »Bildung« fungierte – so Max Weber – als »eine der allerstärksten rein innerlich wirkenden sozialen Schranken«,<sup>51</sup> ihre Trägerschicht wurde zur »geistigen Aristokratie« mit einer – wie ebenfalls Weber es formuliert hat – »idealen Begeisterung für *sittliche* Forderungen«, die nicht zuletzt ein Desiderat für politisches Engagement waren.<sup>52</sup>

Um die Spezifik der bildungsbürgerlichen Suche nach einem neuen Selbstbild – und das Profil »bildungsbürgerlicher Kultur« generell – analytisch zu fassen, verwende ich in dieser Untersuchung das Konzept der »symbolischen Ökonomie«.<sup>53</sup> Es verweist auf Zusammenhänge, in denen symbolische Güter eine besondere Rolle spielen und ist eben dadurch hervorragend geeignet, die soziale Selbstrepräsentation von Bildungseliten zu erfassen, bei der nicht ökonomisches Kapital, sondern der »Verallgemeinerungsprofit« der wichtigste statusbildende Faktor ist.<sup>54</sup> Die symbolische Ökonomie des Bildungsbürgertums zu untersuchen, bedeutet dann auch, den symbolischen Gütern nachzugehen, die speziell mit der emphatischen und empathischen Hinwendung zum »einfachen Volk« verbunden waren. Es bedeutet, in den Selbstaussagen und sozialen Ideen der Akteure die subtile Verwertungslogik aufzuspüren, die – sei es bewusst oder unbewusst – für die Umsetzung ihres altruistischen und abenteuerlichen Handelns in symbolische Profite sorgte. Und damit wären wir zurück beim »sens prati-

49 Berking, *Masse und Geist*, S. 35.

50 Georg Bollenbeck spricht von der »für das Bildungsbürgertum charakteristischen Einheit von geistigem und sozialem Eliteanspruch«, vgl. Bollenbeck, *Bildung und Kultur*, S. 239. Zur Geschichte der Bildungseliten und ihres spezifischen Eliteverständnisses vgl. z.B. auch Struve, *Elites against Democracy*; Graetz/Mattioli, *Krisenwahrnehmungen im Fin de siècle*; Ecarius/Wigger, *Elitebildung – Bildungselite*, eine Fallstudie zu britischen und deutschen Studenten nach dem Ersten Weltkrieg bietet Levsen, »Constructing Elite Identities«.

51 Zit. nach Bollenbeck, *Bildung und Kultur*, S. 246.

52 Zit. nach Berking, *Masse und Geist*, S. 42.

53 Vgl. zusammenfassend Bourdieu, *Praktische Vernunft*, S. 161–197.

54 Ebd., S. 154–157.

que«, der letztlich allen Handlungen zugrundeliegt und bei der fundamentalen Tatsache, dass »alle allgemeinen Werte in Wirklichkeit verallgemeinerte partikuläre [...] Werte sind.«<sup>55</sup> Die Partikularität der von der Bildungsbürgern vertretenen Werte herauszuarbeiten, ist eines der Ziele dieser Arbeit.

### Intellektuellengeschichte als Thema der Europäischen Ethnologie?

Zum Schluss noch eine kurze Bemerkung zur fachlichen Verankerung des Themas im Kontext der Volkskunde/Europäischen Ethnologie. Über weite Strecken seiner Wissenschaftsgeschichte hat dieses Fach seinen Forschungsgegenstand geradezu über die Abgrenzung zur Elitenkultur konstituiert und legitimiert. Im Fokus stand die »Volkskultur« und damit der Alltag ländlicher Unterschichten.<sup>56</sup> Seit den 1970er Jahren richtete sich der »volkskundliche Blick« dann verstärkt auch auf die Industriearbeiterschaft – in gewissen Kreisen so ausgeprägt, dass Eva Viethen und Konrad Köstlin schon früh davor warnten, die Arbeiter könnten gleichsam zu den neuen Bauern der Volkskunde werden.<sup>57</sup> Von hier aus erscheint die Europäische Ethnologie als eine Disziplin, die ihren Gegenstand traditionell im sozialen Unten findet.<sup>58</sup> Wenn aber »als Eckpfeiler der Volkskunde die Tendenz zur großen Zahl und die damit verbundene Gravitation nach unten akzeptiert sind«,<sup>59</sup> dann mutet die Geschichte eines bildungsbürgerlichen

55 Ebd., S. 156.

56 Aus der fachgeschichtlichen Literatur greife ich heraus: Bausinger, *Volkskunde*, S. 12–73; Sievers (Hg.), *Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde*; Deißner, *Die Volkskunde und ihre Methoden*; Kaschuba, *Einführung in die Europäische Ethnologie*, S. 17–111; Weber-Kellermann/Bimmer/Becker, *Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie*; Bagus, *Volkskultur in der bildungsbürgerlichen Welt*.

57 »Die Volkskunde, die sich fortschrittlich wähnt, indem sie ihr Interesse von der bauerlichen Idylle zum rauhen proletarischen Alltag verlagert, läuft Gefahr, den gleichen strukturellen Fehler zu begehen wie ihre heute verpönten Vorgänger. So wie diese der Illusion einer (einheitlichen) »bauerlichen Welt« erlagen, scheint heute die Versuchung groß zu sein, dem sozialromantischen Mythos »Das Proletariat« aufzusitzen.« Eva Viethen, zit. nach Jacobeit, »Volkskunde und Arbeiterkultur«, S. 12. Vgl. auch Köstlin, »Die Wiederkehr der Volkskultur«.

58 Das Tübinger Ludwig-Uhland-Institut hat 2003 einen Versuch vorgelegt, diese Ausrichtung auf das soziale Unten als fachspezifische Kompetenz stark zu machen, vgl. Maase/Warneken (Hg.), *Unterwelten der Kultur*. Zur Kritik an diesem Tübinger Ansatz vgl. Szymanska, »Zwischen Abschied und Wiederkehr«, insbes. S. 84–85.

59 Köstlin, »Grußwort zur Marburger Tagung«, S. 8.

Vereins als ein zumindest ungewöhnliches Thema an – erst recht, wenn es nicht um die in Historischer Anthropologie und Volkskunde besser erforschte Frühe Neuzeit, sondern um die deutsche Gesellschaft zwischen spätem Kaiserreich und Weimarer Republik geht. Zwar hat sich die historisch ausgerichtete Europäische Ethnologie dieser Epoche durchaus zugewandt, allerdings ging es dabei nur selten um die Kultur der gesellschaftlichen Deutungseliten – ein Thema, das man bisher weitgehend der Sozial- und Ideengeschichte überlassen hat.

Demgegenüber möchte ich die Mikrogeschichte der SAG hier auch als ein volkskundliches Thema par excellence vortragen. Denn die Intellektuellengeschichte, die hier erzählt wird, kreist um ein zentrales Motiv: die Hinwendung zum »Volk«. Das Interesse der SAG-Mitarbeiter für die unteren Schichten, ihre Lebenswelt und Kultur, ist daher insgeheim mit der Fachgeschichte einer Disziplin verbunden, die sich seit ihren Anfängen der »Erforschung und Erkenntnis der ›Unterwelt‹ der Kultur« verschrieben hat.<sup>60</sup> In diesem Sinne hat das Thema dieser Arbeit elementar mit der Selbstreflexion der Wissenschaften »vom Volk« zu tun: In der Geschichte der SAG werden Probleme bürgerlicher »Volksfreundschaft« verhandelt, wie sie sich auch für die emphatisch an ihrem Gegenstand interessierte Volkskunde stellen.<sup>61</sup> Insofern sich aber die Fachgeschichte der Volkskunde nicht zuletzt als eine Beziehungs- und Projektionsgeschichte zwischen Gebildeten und »ihrem« Volk darstellt – Anita Bagus hat dazu eine eingehende Studie vorgelegt –,<sup>62</sup> dokumentiert sie die Notwendigkeit von Intellektuellengeschichte als Teil der volkskundlichen Forschung selbst. Die »Gravitation nach unten« wird hier selbst zum Thema und erweist sich als eine intellektuelle Praxis, die sowohl über die gebildeten »Volksfreunde« als auch über das »Volk« Auskunft gibt.

So kommt der Ansatz der vorliegenden Arbeit einer Umkehr der klassisch volkskundlichen Blickrichtung gleich, die aber methodisch notwendig ist, um die für beide Seiten konstitutive Beziehung zwischen dominanten und dominierten Kulturmustern zu erfassen. Wenn nämlich die Arbeiterkultur »in den Formen der Aneignung, Neutralisierung und Abweisung dominanter Verkehrsformen nur in Bezug auf die ›tonangebende‹ bürgerliche

60 Dieterich, »Über Wesen und Ziele der Volkskunde«, S. 176.

61 Vgl. zu diesem Komplex Wietschorke, »Ins Volk gehen!«, sowie Warnken (Hg.), *Volksfreunde*.

62 Bagus, *Volkskultur in der bildungsbürgerlichen Welt*.

Kultur zu begreifen ist,«<sup>63</sup> dann gilt für die Untersuchung der SAG die umgekehrte Regel: Praxis und Selbstverständnis der Bildungsbürger sind nur in Bezug auf eine Arbeiterschaft zu begreifen, die als Klientel der sozialen Arbeit, als Projektionsfläche neuer intellektueller Selbstbilder und als Legitimationsfigur auf dem Feld innerbürgerlicher Deutungskonkurrenz in den Blick kamen. Das »Volk« erscheint als ebenso konstitutiv für die bürgerlichen Kulturmuster der Sozialreformer wie es die dominante Kultur für die Arbeiterkultur ist. Wenn nun weiter »der Sinngehalt kultureller Phänomene erst durch die Untersuchung des Beziehungsgeflechts entschlüsselt wird, dem sie ihre spezifische Gestalt verdanken«,<sup>64</sup> dann erweist sich die Bezugnahme auf das »Volk« als ein veritabler Schlüssel zum bildungsbürgerlichen Selbstverständnis. Norbert Schindler hat in seinem aufschlussreichen Aufsatz zur Ökonomie des Kulturellen darauf hingewiesen, dass die Volkskulturforschung sich »zugleich auf die Kultur der Eliten *und* die des Volkes erstrecken« müsse, um dieser Tatsache gerecht zu werden.<sup>65</sup> In diesem Sinne trifft das Thema dieser Studie geradezu ins Zentrum einer selbstreflexiven volkswissenschaftlichen Forschung. In ihr wird die von bürgerlichen Reformern erworbene »Kunde vom Volk« zum Gegenstand einer relationalen Analyse, die Elitengeschichte und »Arbeiterkultur« stets als miteinander vermittelt denkt und nur dadurch beiden gerecht werden kann.

---

63 Lindner, »Vom Wesen der Kulturanalyse«, 179.

64 Ebd.

65 Norbert Schindler, »Jenseits des Zwangs?«, S. 20.

# 1. Der Schauplatz Berlin-Ost

Was nicht im Baedeker steht

Als Alix Westerkamp im Sommer 1910 von Friedrich Siegmund-Schultze gefragt wurde, welche Gegend in Berlin für die von ihm geplante soziale Arbeit in Frage käme, musste sie nicht lange nachdenken: »Ohne einen Augenblick zu zögern, sagte ich: »Der Schlesische Bahnhof.«<sup>1</sup> Und auch Ende der 1920er Jahre war dieses Viertel im Berliner Osten ein Inbegriff des »dunklen Berlin«, einer rauhen und unwirtlichen, wenn nicht gar gefährlichen Stadtlandschaft. Eine Mitarbeiterin der SAG schrieb damals: »Wie oft begegnete ich da entsetzten Gesichtern – von denen, die den »Osten« nur aus Zeitungsnotizen kennen, in denen er Schauplatz wüstesten Treibens ist; wie oft auch Mißachtung und Abscheu – von denen, die einmal selbst hindurch gegangen sind, und vor deren Augen bei den Worten »am Schlesischen Bahnhof« nur das Bild von schmutzigen Straßen, zerlumpten blassen Menschen, schreienden Straßenjungen auftaucht.«<sup>2</sup> Der so überaus schlechte Leumund dieser Gegend, der wesentlich zur Ansiedlung der SAG beigetragen hat, provoziert die Frage nach dem Ineinander von sozialer und symbolischer Topographie: Wer wohnte in dieser Bahnhofsgegend zwischen Spree und Frankfurter Allee? Und was machte diesen Osten zum »dunklen Stadtviertel«,<sup>3</sup> in dem es nicht geheuer war? Die folgende Passage durch das Stralauer Viertel soll zumindest ein wenig Licht ins »dunkle Berlin« bringen. Zuallererst aber soll sie verstehen helfen, warum gerade die Straßen um den Schlesischen Bahnhof zum Schauplatz der »Sozialen Arbeitsgemeinschaft« wurden.

---

1 Alix Westerkamp, zit. nach Gramm, »Die Soziale Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost«, S. 85.

2 Ursula Goldscheider, »Kinderlesestube im Osten Berlins!«, in: NN 12. Jg. Heft 7–9 (Juli–September 1929), S. 186–187, hier S. 186.

3 SAG an die Gemeindekörperschaften der Dorotheenstädtischen Gemeinde Berlin, 13. April 1912, in: EZA 51/S 1 b.

»Die im Osten von Alt-Berlin gelegenen Stadtteile bieten dem Fremden wenig.«<sup>4</sup> So lautete 1908 die lapidare Auskunft von Baedekers Reisehandbuch über die Reichshauptstadt. In dem 240 Seiten starken Werk nehmen die Postbezirke Berlin-Nordost und Berlin-Ost lediglich 37 Zeilen ein; als Sehenswürdigkeiten werden – mangels klassischer Touristenziele – der Volkspark Friedrichshain mit seinem neuen Märchenbrunnen und dem »Kirchhof der 1848er Märzgefallenen«, das unweit davon gelegene städtische Krankenhaus, die Markuskirche von Stüler, der Andreasplatz, der Schlesische mit dem Wriezener Bahnhof sowie der Vieh- und Schlachthof an der Landsberger Allee genannt. Auch der im gleichen Jahr erschienene Stadtführer für die Teilnehmer des »Internationalen Kongresses für historische Wissenschaften«, der im August 1908 in Berlin stattfand, verliert auf seinen 491 Seiten kaum ein Wort über die Gegenden östlich des Alexanderplatzes. Den Kongressteilnehmern werden lediglich zwei Stadt- bzw. Hochbahnfahrten empfohlen, die den Osten leicht touchieren.<sup>5</sup>

Der 1920 gegründete Berliner Verwaltungsbezirk Friedrichshain setzte sich aus drei Teilen zusammen: aus der Halbinsel Stralau im Südosten, dem Stralauer Viertel mit Boxhagen zwischen Spree und Frankfurter Allee sowie dem nördlich anschließenden Königsviertel, das durch Volkspark und Schlachthofareal gegen Lichtenberg und den Prenzlauer Berg abgegrenzt war.<sup>6</sup> Diese Gegend wurde in wenigen Jahrzehnten von einer dörflich geprägten Vorstadt zum Paradebeispiel für das seitens der Sozial- und Wohnungsreform heftig kritisierte »steinerne Berlin«.<sup>7</sup> Eine Stadtentwicklungspolitik, welche die Boden- und Bauspekulation stark begünstigte, sowie

4 Baedeker's *Berlin und Umgebung*, S. 161.

5 Vgl. *Berlin. Für die Teilnehmer am internationalen Kongress für historische Wissenschaften*.

6 Zur Stadtentwicklung in Friedrichshain vgl. als Überblicksdarstellungen Mende/Wernicke (Hg.), *Berliner Bezirkslexikon Friedrichshain-Kreuzberg*, S. 11–65; Landesdenkmalamt Berlin (Hg.), *Denkmaltopographie Friedrichshain*, S. 14–45. Eine informative populäre Zusammenstellung zur Geschichte und Gegenwart des Bezirks aus der Weimarer Zeit bietet Gensch/Liesigk/Michaelis, *Der Berliner Osten*. Vgl. auch das Manuskript aus der SAG unter dem Titel »A. Der Osten Berlins / 1. Abgrenzung«, in dem eine gute Einführung in die Topographie von Berlin-Ost gegeben wird. In: EZA 626/II 20,14.

7 Der klassische Referenztext dieser Kritik am Berliner Städtebau der Gründerzeit und des Wilhelminismus ist Hegemann, *Das steinerne Berlin*. Hegemann hat den eigentlich nicht ganz korrekten Begriff der »Mietskasernen« geprägt und in Umlauf gebracht. Zur Kritik an der »Mietskasernen« vgl. Bodenschatz, *Platz frei für das neue Berlin!*, sowie die noch immer unerreichten Materialsammlungen Geist/Kürvers, *Das Berliner Mietshaus 1740–1862*; dies., *Das Berliner Mietshaus 1862–1945*. Einen Überblick über die sozialräumliche Struktur Berlins und die Wohnverhältnisse der Arbeiterschaft gibt auch Fassbinder, *Berliner Arbeiterviertel 1800–1918*.

eine rigide Bauordnung hatten in den Berliner Arbeiterbezirken zu einer monotonen Mietshausbebauung entlang gerade angelegter, breit ausgebauter und solide gepflasterter Straßenzüge geführt. Alte Fotografien aus dem Stralauer Viertel zeigen zahllose »Mietskasernen« der Zeit zwischen 1890 und 1914 mit ihren Stuckfassaden aus dem Musterkatalog. Die Bebauungs- und Wohndichte war hier besonders hoch: 1920 war der neue Verwaltungsbezirk Friedrichshain mit 35.851 Einwohnern pro Quadratkilometer der dichtestbesiedelte unter den 20 Berliner Bezirken.<sup>8</sup>

Im Gründungsjahr der SAG 1911 war die Bebauung der innerhalb der Ringbahn gelegenen östlichen Stadtteile weitgehend abgeschlossen – ebenso der infrastrukturelle Ausbau dieses Areals, wobei einige wichtige Verkehrs- und Versorgungsbauten erst nach 1900 entstanden waren. Berlin-Ost war somit kurz vor dem Ersten Weltkrieg ein vergleichsweise neues Viertel. Vor allem im Osten des Postbezirks mussten viele Mauern noch »trockengewohnt« werden, die Versorgungsanlagen des Bezirks demonstrierten den neuesten Stand der Stadttechnik. »Schmuckplätze« wie der Boxhagener Platz waren damals noch von kleinen, frisch gepflanzten Bäumen bestanden<sup>9</sup> und vermittelten zusammen mit den umstehenden, meist fünfgeschossigen Mietshausneubauten den Eindruck einer erst kürzlich erschlossenen, im Eiltempo bebauten und von ihren Bewohnern noch kaum in Besitz genommenen städtischen Peripherie. Hier, in einem der klassischen Berliner Arbeiterviertel, fanden viele Zuwanderer aus den ländlichen Gebieten Brandenburgs, Pommerns und Schlesiens ihre erste Bleibe. Wie in vielen anderen europäischen Großstädten wurde »der Osten« zum Inbegriff einer schlechten Gegend, zum Synonym für eine stadträumliche Gemengelage von Industrie, Kleinhandwerk und proletarischem Massenwohnen.<sup>10</sup> Von den bürgerlichen Vierteln rund um das alte Berliner Stadtzentrum und die Geschäftsviertel des Westens war dieser Bezirk durch eine soziale und mentale Demarkationslinie getrennt; für das bürgerliche Berlin bildete er damals noch eine regelrechte »terra incognita«.

Im europäischen Vergleich hingegen war dieser Osten alles andere als ein finsternes oder gar verruchtes Elendsquartier. So sind französischen Be-

8 Landesdenkmalamt Berlin (Hg.), *Denkmaltopographie Friedrichshain*, S. 14.

9 Dazu eine gute Fotografie von 1909 in: Kulturamt Friedrichshain (Hg.), *Historische Ansichten aus Friedrichshain*, S. 31.

10 Einige Kindheits- und Jugenderinnerungen vermitteln zumindest für die 1920er und 1930er Jahre einen guten Eindruck vom Alltag im Berliner Osten: Holtz-Baumert, *Die packlige Verwandtschaft*; Stave, *Stube und Küche*; Brust, *Kinder der Koppenstraße*.

obachten wie Jules Huret oder Charles Huard, die mit den Pariser Verhältnissen vertraut waren, in den Berliner Arbeitervierteln vor allem deren solider Standard und kleinbürgerlich-aufgeräumte Atmosphäre aufgefallen. Bauwürdige Wohnhäuser, die auf eine Zeit vor dem 19. Jahrhundert zurückgingen oder gar bewohnte Baracken, wie sie in englischen oder französischen Vorstädten durchaus vorkamen, gab es hier nicht. Die Beobachtung des Städtereisenden und notorischen Altstadtromantikers Huard war daher nicht zuletzt auf den Norden und Osten der Reichshauptstadt gemünzt: »Berlin ist neu, sauber und ohne Charakter.«<sup>11</sup> Ähnlich berichtete der Journalist Jules Huret 1909 über seine Deutschlandreise:

»Ich wollte die ganz elenden Winkel Berlins kennen lernen, man konnte mir keine bezeichnen. [...] Ich wollte das Whitechapel Berlins oder gewisse Gassen der Butte Montmartre sehen, irgendeine feuchte, schmierige Spelunke, eine Mördergrube, wie es ihrer so manche noch in London, in Paris, in Petersburg oder in Rom gibt. Dergleichen existiert hier nicht. Die Vorstädte sind ebenso sauber gehalten, wie die Straßen inmitten der Stadt, die Läden, ohne gleichen Luxus zu zeigen, haben einen gut bürgerlichen Anstrich. Die Häuser gleichen sich von einem Viertel zum andern, die – auch die ärmsten unter ihnen – anständig gekleideten Leute haben nicht das Verwilderte, Verwahrloste unserer Vagabunden und Bettler.«<sup>12</sup>

Tatsächlich verschwand mit dem Sanierungsbeginn im Scheunenviertel 1906/07 – also während des Berlinaufenthalts Hurets – das letzte Viertel, das tatsächlich mit Whitechapel und der Butte Montmartre oder den armen jüdischen Quartieren vieler ostmitteleuropäischer Städte verglichen werden konnte.<sup>13</sup> Mit dem Outcast-Mythos dieser Orte konnte der Berliner Osten

11 Huard, *Berlin wie ich es sah*, S. 33. Huard hatte sich, etwa gleichzeitig mit seinem Landsmann Huret, in der zweiten Hälfte des Jahres 1906 in Berlin aufgehalten. 1907 erschien in Paris sein bissiger Reisebericht *Berlin, comme je l'ai vu*.

12 Huret, *Berlin um Neunzehnhundert*, S. 22.

13 Allerdings wurde auch das sanierte Scheunenviertel wenige Jahre später zum Standort eines Settlement, nämlich des Jüdischen Volksheims Berlin. Nach kleineren Initiativen wie der »Jüdischen Toynbee-Halle« in der Kleiststraße und dem von Ernst Joel gegründeten Siedlungshaus Charlottenburg kam es 1916 zur Gründung des Jüdischen Volksheims in der Dragonerstraße (heute: Max Beer-Straße) durch Siegfried Lehmann. Mit Martin Buber, Gershom Sholem, Gustav Landauer und vielen anderen waren weite Teile der damaligen jüdischen Prominenz Berlins direkt an der Gründung und der Arbeit des Volksheims beteiligt. Dieses Settlement war ebenso wie die SAG als eine »Niederlassung Gebildeter im Arbeiterviertel« konzipiert, hier allerdings mit einem deutlichen Akzent auf der kulturellen Begegnung zwischen Ost- und Westjudentum. Vgl. dazu Oelschlägel, »Die Jüdische Settlementbewegung«; Ellger-Rüttgardt, »Das Jüdische Volksheim«; Schäfer, *Berliner Zionistenreise*, S. 135–141; Haustein/Waller, »Jüdische Settlements in Europa«.

nicht konkurrieren, für ein abenteuerliches »slumming« nach dem Vorbild viktorianischer »muckraker« war dieser Stadtteil – allen Schauerballaden über den Schlesischen Bahnhof zum Trotz – kaum geeignet.<sup>14</sup> Wenn man in der SAG betonte, dass sich die Bevölkerung und insbesondere die Kneipen des Scheunenviertels nach dessen Teilabriss vor allem im Osten angesiedelt hätten,<sup>15</sup> dann geschah dies vielleicht auch, um die dramatische Imagination einer städtischen Unterwelt im Stralauer Viertel aufrecht zu erhalten.

### Stadtlandschaft und soziale Topographie

Im südlichen Teil des späteren Bezirks Friedrichshain – zwischen Andreasstraße, Frankfurter Allee, Ringbahn und Spree – bestimmten im späten Kaiserreich vor allem die Bahnhöfe und Bahnanlagen das Stadtbild;<sup>16</sup> der Bau neuer, privater Eisenbahnlinien ab 1841 hatte die Urbanisierung dieses Gebiets eigentlich begründet. Zuvor waren im Stralauer Viertel vor allem Gartenbaubetriebe und kleinere Nutzgärten angesiedelt – einige Straßennamen wie die Blumen- oder die Fruchtstraße erinnerten noch daran. An der Einmündung des Grünen Wegs<sup>17</sup> in die Fruchtstraße, die in Verlängerung der Friedenstraße eine der Nord-Süd-Achsen des Stralauer Viertels bildete, öffnete sich der begrünte Küstriner Platz. Dort lag das breite Empfangsgebäude des ehemaligen Ostbahnhofs: ein Backsteinpalast von 1867, der im Stil zeitgenössischer Kasernen- oder Verwaltungsbauten gehalten war. Der Ostbahnhof war bereits 1882 stillgelegt worden und diente seitdem vor allem als Lagergebäude. Mehrere Versuche der SAG, dieses Gebäude für die

14 Vgl. dazu v.a. Koven, *Slumming*. Im Zusammenhang mit der englischen Settlementbewegung spricht Adele Schreiber vom Londoner »Slumfieber«: Schreiber, *Settlements*, S. 1.

15 Vgl. etwa die Bemerkungen im Manuskript »A. Der Osten Berlins / 1. Abgrenzung« in: EZA 626/II 20,14, und bei Siegmund-Schultze, »Ein praktischer Versuch zur Lösung des sozialen Problems«, S. 286.

16 1930 entfielen 12,2 Prozent der gesamten Fläche des Bezirks Friedrichshain auf Eisenbahngelände. Nach Gensch/Liesigk/Michaelis, *Der Berliner Osten*, S. 317.

17 Ab 1926 Paul-Singer-Straße. 1933 wurde der vormalige »Grüne Weg« in einer unfreiwillig selbstparodistischen Aktion in »Brauner Weg« umbenannt; seit 1947 lautet der Name wieder Singerstraße. Nach: Mende/Wernicke (Hg.), *Bezirkslexikon Friedrichshain-Kreuzberg*, S. 451–452.

soziale Arbeit zu übernehmen, schlugen fehl,<sup>18</sup> bis es 1929 schließlich zum Domizil des Varietétheaters »Plaza« wurde. Hinter dem alten Ostbahnhof befanden sich die Anlagen und Werkstätten des Güterbahnhofs der Ostbahn sowie der Schlesischen Bahn. Zur Spree hin schlossen sich die Dienstgebäude und Verladehallen des Postamtes O 17 an, das 1908 fertiggestellt wurde und sich im Folgenden zu einem der bedeutendsten Postämter des Deutschen Reiches entwickelte. Am Spreeufer befand sich eines der beiden ersten, 1847 in Betrieb genommenen kommunalen Gaswerke Berlins; etwas weiter flussaufwärts entstand in den Jahren 1907 bis 1913 der neue Osthafen.<sup>19</sup>

Die Gewerbelaandschaft des Stralauer Viertels war in erster Linie von Klein- und Mittelbetrieben und damit den klassischen Hinterhofindustrien geprägt. Wohn- und Gewerbefunktionen waren hier eng miteinander verzahnt; Wohnhäuser und die in Gewerbehöfen gelegenen »Miethfabriken«<sup>20</sup> bildeten dabei ausgedehnte Komplexe, die die erlaubte Bebauungsdichte oftmals voll ausschöpften.<sup>21</sup> Mit dem 8.434 qm umfassenden »Andreashof« befand sich der größte Gewerbehof der Gegend mitten im »Kiez« der SAG, zwischen Andreasstraße und Grünem Weg; hier wurden ab 1914 die beliebten Sahnebonbons der Firma Kanold hergestellt.<sup>22</sup> Neben den Fabriketagen befanden sich auch Handwerksbetriebe sowie Lager- und Büroräume kleinerer Handelsunternehmen in den Gewerbehöfen; unter anderem bildete die Tischlerei und Holzverarbeitung einen Schwerpunkt im Kleingewerbe zwischen Frankfurter Allee und Spree.<sup>23</sup> Heimarbeit, insbesondere im Textilgewerbe, spielte im Stralauer Viertel traditionell eine bedeutende Rolle;<sup>24</sup> nach Angaben von Ingrid Thienel wurde hier

---

18 Vgl. Hellmut Hotop an Friedrich Siegmund-Schultze, 21. März 1919, in: EZA 51/S II c 28, und Elisabeth Höfert an Friedrich Siegmund-Schultze, 13. Juni 1928, in: EZA 51/S II e 7.

19 Zur infrastrukturellen Entwicklung vgl. Landesdenkmalamt Berlin (Hg.), *Denkmaltopographie Friedrichshain*, S. 57–70.

20 Feustel, *Verschwundenes Friedrichshain*, S. 51.

21 Die Bebauungsdichte im Bezirk war insgesamt sehr hoch: Von 877 ha Bezirksfläche waren im Jahr 1930 50,2 Prozent bebaut; Straßen und Plätze machten 19,8 Prozent aus. Lediglich 8,3 Prozent der Fläche waren Friedhöfe und Parkanlagen. Nach Gensch/Liesigk/Michaelis, *Der Berliner Osten*, S. 317.

22 Ebd., S. 51–53.

23 Vgl. ebd., S. 342–344.

24 Abraham, *Friedrichshainer Unternehmer*, S. 14.

noch in den 1860er Jahren jede vierte Wohnung auch zu Gewerbezwecken genutzt.<sup>25</sup>

Private Großbetriebe mit über 50 Beschäftigten gab es in Berlin-Ost nur wenige; in erster Linie sind hier die Fabriken von Pintsch und Knorr, die Glühlampenfabrik der Auer-Gesellschaft und die Stralauer Glaswerke zu nennen.<sup>26</sup> Julius Pintsch hatte bereits 1843 am Stralauer Platz – zwischen Spree und Schlesischem Bahnhof (damals noch: Frankfurter Bahnhof) – eine kleine Kellerwerkstatt zur Herstellung von Lampen und Laternen eröffnet.<sup>27</sup> Später produzierte er nebenan in der Andreasstraße 73 Gasdruckmesser und Gasbeleuchtungsanlagen für die Eisenbahn, ab 1893 auch Torpedorohre für die deutsche Kriegsmarine.<sup>28</sup> Nach der Firma OSRAM, die in Nachfolge der Deutschen Auer-Gasglühlichtgesellschaft einen ihrer vier Produktionsstandorte (Werk D) an der Warschauer Brücke hatte, blieb Pintsch bis 1945 der zweitgrößte Glühlampenproduzent Deutschlands.<sup>29</sup> Der Bremsenhersteller Georg Knorr – auch er ein wichtiger Zulieferer für die Eisenbahn – kam 1904 nach Boxhagen-Rummelsburg; für sein Unternehmen entstand in den Jahren 1913 bis 1916 unweit der Ringbahn ein stattliches, noch heute erhaltenes Verwaltungsgebäude.<sup>30</sup> Mit den Stralauer Glaswerken befand sich seit 1889 im Bereich des alten Dorfkerns von Alt-Stralau im Südosten des späteren Verwaltungsbezirks Friedrichshain ein weiterer bedeutender Arbeitgeber. Hinzu kamen die im Bezirk stark vertretenen Brauereien, so die 1897 von der Engelhardt-Brauerei und zum Hauptstandort der Firma ausgebaut Brauerei in Stralau, das Böhmisches Brauhaus, das sich nahe der Auferstehungskirche und dem ersten Domizil der SAG in der Friedenstraße befand, sowie vor allem die »Actien-Brauerei-Gesellschaft Friedrichshöhe vorm. Patzenhofer« (ab 1920 Schultheiß-Patzenhofer) an der Landsberger Allee, die 1912 eine neue, in technischer Hinsicht weltweit Maßstäbe setzende Sudhausanlage erhielt.<sup>31</sup> Ebenfalls an der Landsberger Allee befand sich der 1881 eröffnete kommunale Vieh- und Schlachthof, zentraler Umschlagplatz für lebende Tiere

---

25 Vgl. Thienel, *Städtenwachstum im Industrialisierungsprozeß*, S. 147.

26 Einen Überblick über die wichtigsten Industrieunternehmen bieten Gensch/Liesigk/Michaelis, *Der Berliner Osten*, S. 340–360, und Abraham, *Friedrichsbainer Unternehmer*.

27 Abraham, *Friedrichsbainer Unternehmer*, S. 15–25.

28 Ebd., S. 21.

29 Ebd.

30 Landesdenkmalamt Berlin (Hg.), *Denkmaltopographie Friedrichshain*, S. 190–193.

31 Abraham, *Friedrichsbainer Unternehmer*, S. 43.

sowie tierische Produkte aller Art.<sup>32</sup> Für die Versorgung der unteren Bevölkerungsschichten spielte die Freibank an der Thaerstraße eine wichtige Rolle, wo Fleisch minderer Qualität zu günstigen Preisen verkauft wurde.<sup>33</sup>

In der Gegend um den Schlesischen Bahnhof bildete die Andreasstraße eine der Hauptstraßen. Mit dem Andreasplatz lag hier ein wichtiger Knotenpunkt des gesamten Stralauer Viertels; der scheidende Stadtbaurat Hermann Blankenstein hatte noch die Pläne für eine Platzgestaltung vorgelegt, die zwischen 1896 und 1898 ausgeführt wurden. Die skulpturale Ausstattung nimmt – und das ist für das wilhelminische Berlin einzigartig – Bezug auf das soziale Profil dieser Arbeiter- und Handwerkergegend: Zwei Figurengruppen aus Marmor zeigten laut einer 1930 erschienenen Bezirksbeschreibung »zwei freundliche Augenblicke aus dem Familienleben des Arbeiters«<sup>34</sup> – eine »Mutter mit Kind« sowie einen »Handwerker mit Sohn«.<sup>35</sup> Unweit des Andreasplatzes stand die städtische Markthalle VIII als übergeordnete Versorgungseinrichtung des Stadtteils. Sie besetzte den Baublock zwischen Andreasstraße, Krautstraße und Grünem Weg. Während vier der in den 1880er Jahren errichteten Berliner Markthallen vor 1914 wieder schließen mussten, konnte sich die Andreas-Markthalle relativ lange behaupten und war noch 1938 zu 75 Prozent ausgelastet.<sup>36</sup> Konkurrenz boten ihr nicht zuletzt die Lebensmittelabteilungen der großen Warenhäuser: »Hertie« an der Frankfurter Allee und das Warenhaus Jandorf am nördlichen Ende der Andreasstraße, Ecke Große Frankfurter Straße. Das Angebot beider Häuser war besonders auf die kleinbürgerliche Kundschaft des Viertels zugeschnitten; Jandorf wurde 1908 von Leo Colze, dem Autor eines Bandes der »Großstadt-Dokumente«, als »Warenhaus des kleinen Mannes« bezeichnet.<sup>37</sup> 1926 übernahm »Hertie« den Konkurrenten und stieg damit zum größten europäischen Warenhauskonzern auf.

---

32 Schindler-Reinisch, *Berlin Central-Viehhof*.

33 Schindler-Reinisch, »Strukturen und Instrumente«, S. 114–115.

34 Gensch/Liesigk/ Michaelis, *Der Berliner Osten*, S. 257.

35 Die Mutter-Kind-Gruppe des Bildhauers Edmund Gomansky wurde 1960 auf das Gelände des Krankenhauses Friedrichshain versetzt. Die von Wilhelm Haverkamp geschaffene Gruppe »Handwerker mit Sohn« befindet sich noch heute in der Andreasstraße. Vgl. Landesdenkmalamt Berlin (Hg.), *Denkmaltopographie Friedrichshain*, S. 92–93 und 100.

36 Feustel, *Verschwundenes Friedrichshain*, S. 39–41.

37 Nach Feustel, *Verschwundenes Friedrichshain*, S. 42, zum Warenhaus Hertie vgl. S. 45–47. Eine anschauliche Episode aus dem Kaufhaus Union, ehemals Jandorf, erzählt Brust, *Kinder der Koppenstraße*, S. 64–69.

Weiter östlich bildete die Koppfenstraße eine weitere Nord-Süd-Achse des Quartiers. Dort befand sich das Andreas-Realgymnasium mit dem auffälligen, von Ludwig Hoffmann im Stil der italienischen Hochrenaissance gestalteten Rektorenwohnhaus. Waldemar Brust schildert die Koppfenstraße in den 1920er Jahren als besonders lebhaft: »Von der Madaistraße bis zur Großen Frankfurter Straße glich sie einem riesigen Markt. Unzählige Geschäfte zeigten ihr umfangreiches Warenangebot. Außerdem wurde die rechte Straßenseite durch eine Vielzahl von ambulanten Händlern bevölkert, die ihre Ware durch lautes Geschrei anboten. Wer es eilig hatte oder kein Geld ausgeben wollte, benutzte die linke Straßenseite.«<sup>38</sup> Das Eckgebäude zum Stralauer Platz hin war die II. Handwerkerschule im Stil der Neorenaissance: ein regelrechter »Palast der Arbeit«, wie die Vossische Zeitung zur Einweihung des Neubaus im Oktober 1905 schrieb.<sup>39</sup> Dicht daneben befand sich schließlich die frei auf dem Stralauer Platz stehende Andreaskirche.<sup>40</sup>

Die soziale Topographie des Berliner Ostens lässt sich an den Bewohnern eines Hauses exemplarisch veranschaulichen.<sup>41</sup> Das Gebäude Fruchtstraße 63, in dem ab 1913 eine Zweigstelle, später die Geschäftsstelle der SAG untergebracht war, lag im Abschnitt zwischen der Rüdersdorfer und der Großen Frankfurter Straße an der westlichen Straßenseite, dicht am Küstriner Platz und in unmittelbarer Nähe des alten Ostbahnhofs. Es gehörte einem Berliner Bankier namens Georg Blumenfeld, der sein Geschäft – gemeinsam mit Franz Nathan – bis zum Ersten Weltkrieg in der Taubenstraße hatte, also unweit des Gendarmenmarktes im Berliner Stadtzentrum.<sup>42</sup> Ab 1915 erscheint Blumenfeld im Berliner Adressbuch mit Sitz in einem eigenen Gebäude Unter den Linden 27 und einer Wohnadresse in einer der besten Gegenden Charlottenburgs, Schlüterstraße 38<sup>43</sup> – er scheint demnach mit Kriegsbeginn einen geschäftlichen Aufstieg verzeichnet zu haben. Im Haus selbst wohnten nach Angaben des Adressbuchs

38 Brust, *Kinder der Koppfenstraße*, S. 5.

39 Nach Feustel, *Verschwindenes Friedrichsbain*, S. 26.

40 Ebd., S. 10–12.

41 Anregende Hinweise zur Benutzung von Adressbüchern als historische Quelle liefert Schlögel, *Im Raume lesen wir die Zeit*, S. 329–346.

42 *Berliner Adressbuch 1911*, Band I, S. 239. Georg Blumenfeld gehörte auch zum Unterstützerkreis der SAG; seit Abschluss des Mietvertrags 1913 spendete er jährlich einen Betrag von 120 M. für die soziale Arbeit, vgl. Friedrich Siegmund-Schultze an Georg Blumenfeld, 4. Oktober 1913, in: EZA 51/S II i 1.

43 *Berliner Adressbuch 1915*, Band III, S. 1048.

1911 32 Mietparteien, die in der Regel mit dem Namen des männlichen Haushaltsvorstands eingetragen wurden. Neben dem Hausverwalter, dem Kriminalwachtmeister J. Kroschinski, waren dies: die Fabrikanten Fischer und Kurzweck, der Privatier Schmidt, der Musiklehrer Brett, die Schneider Clauß, Engelmann, Fast, Rahn und Sandberg, die Tischlermeister Elsholz, Jahnke und Randel sowie die Tischlerei Gießler & Schuppe, die Modistin Krüger, der Eisenbahnbeamte Pannier, der Ober-Postschaffner Willert, der Zimmermann Pitschke, der Fuhrhändler Bonack, der Milchhändler Wettstädt, der Musiker Wendt, der Lackierer Patschka, der Maurerpolier Schiele, der Maurer Kröger, der Kellner Knak, der Bauarbeiter Hahlweg, der Hausdiener Schlegel, der Eisenbahnarbeiter Ziegler, der Gastwirt Grandke, die Witwen Hentschel und Rupp sowie der Invalide Linde.<sup>44</sup>

Wie weitere Stichproben im Berliner Adressbuch zeigen, war dieser soziale Querschnitt durch das Mietshaus Fruchtstraße 63 durchaus repräsentativ für den Postbezirk Berlin O 17. In dieser Gegend wohnten also in erster Linie kleinere Handwerker, darunter viele Bauhandwerker und Schneider, die ein eher geringes Auskommen hatten. Hinzu kamen Beamte und Arbeiter, die im Eisenbahn- und Postwesen beschäftigt waren. Fabrikarbeiter waren hier weniger stark vertreten als in den Industriequartieren von Moabit, Gesundbrunnen oder Schöneeweide, wo regelrechte »Fabrikstädte« mit Zehntausenden von Arbeitern in einem einzigen Betrieb entstanden waren.<sup>45</sup> Die in der Fruchtstraße 63 genannten »Fabrikanten« verweisen auf die vielen kleineren Fabriken und Hinterhofbetriebe, die häufig als Familienunternehmen geführt wurden und deren Besitzer in unmittelbarer Nachbarschaft des Betriebs wohnten. Bedenkt man die Spezifik der zitierten Quelle – im Adressbuch sind Angaben festgehalten, die von den Mietern nicht zuletzt im Hinblick auf die damalige Wohnungsvergabepaxis gemacht wurden, dann müssen viele Berufsbezeichnungen mit einer gewissen Vorsicht gelesen werden. So konnte hinter der Angabe »Modistin« durchaus eine alleinerziehende Mutter stehen, die sich und ihre Kinder mit Heimarbeit mehr schlecht als recht durchbrachte. Über den im Adressbuch genannten Musiker Fritz Wendt ist beispielsweise bekannt, dass er 1916 über ein monatliches Einkommen von circa 120 Mark verfügte,<sup>46</sup> was angesichts der nach 1914 drastisch steigenden Nominallöhne (bei sinkenden

---

44 *Berliner Adressbuch 1911*, Band III, S. 260–61.

45 Zur Sozialstruktur im Berliner Osten, speziell in der Fruchtstraße, vgl. auch Hochmuth/Niedbalski, »Kiezvergnügen in der Metropole«, insbes. S. 115.

46 Vgl. die Aufstellung der bedürftigen Familien aus Berlin-Ost in: EZA 51/S II, g 2.